

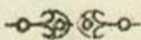
Paul de Kock's
humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Achtundsiebenzigster Theil.



Stuttgart:
Scheible, Kieger & Sattler.
1845.

Hand de l'ind

Sämmtliche Werke
von Johann Christoph Bach

16 Bänden

in 8 Bänden

in 8 Bänden

von

Sämmtliche Werke

von

Christoph Bach

in 8 Bänden

in 8 Bänden

in 8 Bänden

in 8 Bänden

von den berühmtesten Meistern

von einer Gesellschaft von Musikern

vollständig in 8 Bänden

in 8 Bänden

in 8 Bänden

Die Familie Gogo.

Von

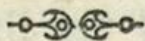
Paul de Koch.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Fünfter Theil.



Stuttgart:

Scheible, Nieger & Sattler.

1845.

Die Familie Wagner.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Glaser.

Stuttgarter Verlag.



Stuttgart

Verlag von Neuberger & Neuberger.

1848.

Erstes Kapitel.

Rosa-Maria im Hause ihres Oheims.

Nach Entfernung ihres Mannes und des alten Savenay läutet Madame St. Godibert ihrer Kammerjungfer; Mamselle Zifine erscheint. Von unten herauf wirft sie einen Blick auf das neuangelangte Mädchen, dann beißt sie sich ärgerlich in die Lippen, weil sie nichts Häßliches an Rosa-Maria entdecken konnte.

„Zifine, Du wirfst diese Kleine in die Stube droben, die, glaube ich, neben der Deinigen ist, führen,“ sagte Madame St. Godibert.

„Ja, Madame,“ antwortet die Kammerjungfer, „neben der meinigen . . . das heißt gegenüber, weil daneben die Stube des Franz ist.“

„Gegenüber . . . daneben! was liegt daran? Ist eine Lagerstelle darin? Stühle, Möbel?“

„Ja, Madame, weil der Herr anfänglich die Absicht hatte, Herrn Julian dort zu logiren; aber Herr Julian wollte Nichts von diesem Zimmer, weil eine Mansarde darin ist; er hat weiter unten eingemiethet und sich altmodische Möbel gekauft, daß man in seinem Zimmer glauben sollte, man sei in Versailles.“

„Mein Sohn hat viel Geschmack; sein Vater fin-

det, er brauche zu viel... ich aber begreife nicht, wie er sich mit Dem, was man ihm gibt, so viel Sachen kaufen kann. Du wirst also diese Kleine in jenes Zimmer führen, weil es das übrige sein wird. Wozu kann man Sie brauchen, Mademoiselle?"

„Madame, ich kann gut nähen, Kleider machen, in Leinwand arbeiten und ein wenig sticken.“

„Gut! wir wollen das Alles sehen. Jetzt gehen Sie, es ist eilf Uhr; um zwei Uhr erlaube ich Ihnen herabzukommen und mit mir zu sprechen, nicht früher... gehen Sie!“

Rosa = Maria verneigt sich hochachtungsvoll vor ihrer Tante und folgt Mamselle Zifine. Auf der Hausflur angelangt, bemerkt diese einen großen Koffer, den man bereits dort abgestellt hat.

„Was ist das?“ fragt die Kammerjungfer.

„Er gehört mein, Mamselle; in diesem Koffer sind meine Effekten.“

„Ei! Sie haben so viel, um das voll zu machen? Dann muß man es hinaufbringen... aber ich gewiß nicht, ich habe keine Lust, mir einen Bruch zu heben, und nun habe ich so viel im Hause zu thun.“

„Mamselle, ich würde auch nicht zugeben, daß Sie diese Mühe übernähmen; ich aber wäre nicht stark genug... wenn ich den Thürsteher ersuchte?“

„Ei, warum nicht gar? bei dem würden Sie schön ankommen! Warten Sie, ich rufe Franz. Hol- lah, Franz! Herr Franz!“

Der normännische Bediente kommt mit vollem Munde und hat in der Hand noch ein gewaltiges

Stück Pastetenrinde. Beim Anblick Rosa = Maria's stößt er einen Schrei der Bewunderung aus und läßt in seiner Begeisterung seine Rinde fallen.

„Ah, das laß' ich gelten: das ist einmal eine Kernjungfer!“ sagte Franz, Rosa betrachtend.

„Franz, Sie werden diesen Koffer hinaustragen in Mademoiselle's Zimmer, welche gegenüber von mir wohnen wird.“

„Mit Vergnügen! Tritt Mamsellchen bei uns in Condition? Das würde mich sehr freuen, das brächte mich bedeutend auf den Strumpf.“

„Es handelt sich nicht um das, was Sie auf den Strumpf brächte! Erfahren Sie, daß das Fräulein eine Verwandte unserer Herrschaft ist.“

„Ah, um Vergebung, um Entschuldigung! Das hätte mir nicht geschwamt, weil Mamsellchen sehr hübsch und unsere Herrschaft sehr häßlich ist.“

„Behalten Sie Ihre Betrachtungen für sich und tragen Sie diesen Koffer.“

Franz nimmt den Koffer auf seinen Rücken. Man steigt in den letzten Stock des Hauses hinauf; Mamselle Fifine öffnet eine Thüre und sagt zu Rosa = Maria: „Das ist Ihr Zimmer, Fräulein.“

Hieronymus' Tochter tritt mit gepreßtem Herzen in ihre neue Wohnung und wirft furchtsame Blicke um sich. Sie befindet sich in einem Mansardenzimmer und wird vom Fenster aus nur die Dächer der Nachbarhäuser gewahr. Uebrigens befindet sich darin eine Bettstelle, eine Kommode, ein Tisch, Stühle und Alles, was eine einzelne Person braucht. Die Tape-

ten sind frisch und nett, das Zimmer ist reinlich und wäre für einen Studenten oder eine Grifette ein sehr bequemes Quartier.

Aber Rosa-Maria gedenkt ihres hübschen kleinen Zimmers in Avon. Dort waren die Möbel nicht schöner, die Tapeten nicht geschmackvoller, aber sie genoß dort einer so süßen Freiheit, ihr Kamin war mit Blumen geschmückt, die sie jeden Tag im Garten pflückte, ihr Fenster ging auf das Feld hinaus, sie hatte grünen Rasen, Strauch- und Blätterwerk unter den Augen und war endlich im Hause ihres so guten, so liebeichen Vaters. Bei einem Vater aber ist man so gut aufgehoben, wenn er Einem in allen Stücken den Willen thut.

Franz hat den Koffer in das Zimmer gestellt; er blickt um sich und sagt: „Das ist sehr proper möblirt, schade, daß die Mansarde so weit hereinläuft, Fräulein; wenn Sie nicht daran gewöhnt sind, so bitte ich Sie, Acht zu haben. Als ich nach Paris kam, habe ich oft den Kopf zerstoßen; man läuft, man glaubt ganz gerade gehen zu können und dann: paff! eine Beule am Kopf! Was habe ich mir nicht Beulen gemacht!“

„Ich danke Ihnen, Herr Franz, und werde Achtung geben. Uebrigens war es in der Wohnung des Herrn Savenay ebenso.“

„Und das Fräulein hat bei Herrn Savenay gewohnt?“ fragte Zifine neugierig.

„Ja, Mamselle.“

„Sie sind also schon eine Zeit lang in Paris?“

„Nun ja, Mamselle.“

„Warum sind Sie denn nicht gleich zu Ihrem Onkel, dem Herrn St. Godibert, gekommen?“

Rosa-Maria zögert, erröthet und antwortet endlich: „Mein Oheim weiß wohl warum, Mamselle.“

Die Kammerjungfer, gereizt darüber, daß sie nur diese ausweichende Antwort erhielt, treibt Franz vor sich her, indem sie ausruft: „Geschwind, auf und davon! man kann unserer unten bedürfen.“

Franz verneigt sich artig vor dem jungen Mädchen, zu dem er sagt: „Es wäre netter hier, wenn der Boden gewichst würde; Sie dürfen nur wünschen, Mamselle, so komme ich und thue es.“

„Sie sind sehr gut, Herr Franz, aber es hat keine Noth... es ist ganz gut so.“

„Je nun, wenn Sie einmal anderer Meinung werden, so bin ich ja immer da... gegenüber, die Thüre rechts; Sie brauchen nur zu klopfen oder ‚Franz!‘ zu rufen und ich komme auf der Stelle.“

Mamselle Fifine stößt Franz abermals auf den Gang hinaus und schlägt Rosa-Maria's Thüre heftig zu, indem sie murmelt: „Ich soll Dich nur einmal das Zimmer dieses Zieräffchens wixhsen sehen, dann hast Du's mit mir zu thun und ich gebe Dir dann nicht mehr jeden Tag nach dem Essen eine beliebige Anzahl kleiner Likörgläschen.“

„Warum soll ich denn diesem jungen Mädchen nicht wixhsen,“ antwortet Franz, der ein feines Gehör hatte, „wenn es doch die Richte unserer Herrschaft ist?“

„Ei, ja doch! eine jener sehr entfernten Nichten, die man aus Barmherzigkeit aufnimmt und bei sich wohnen läßt. Madame hat es mir bereits gesteckt, daß sie das Ding nicht ausstehen kann und dafür sorgen will, daß es nicht zu lange da bleibt.“

„Da seht mir einmal die alte Beduinin! Hm! das ist mir einerlei; hm! dieses junge Mädchen da, man muß gestehen, ist ein schönes Mädchen... ei, der Kuckuk! ein bildschönes Mädchen, was man schön heißt, und hat eine so rechtschaffene, so anständige Miene!“

„Schon recht, schon recht! Mit ihrer großartigen Miene ist sie vielleicht nicht besser als eine Andere! Gut, gut! ich werde erfahren, ich, was sie seit ihrer Ankunft in Paris gethan hat.“

Während dieß im obern Stock geschieht, hat Herr St. Godibert den Vater Savenay auf sein Bureau geführt, welches aus zwei Zimmern und seinem Cabinet besteht. Dasselbst befinden sich bereits drei Angestellte. Er geht zu dem ersten Commis und sagt ihm: „Herr Boudin, da ist ein neuer Angestellter, den ich genommen habe.“

Herr Boudin und die beiden andern Commis runzeln die Stirne, da der neue Angestellte nicht aussieht wie ein überzähliger Aspirant.

Herr St. Godibert fährt fort: „Haltet einmal... bei welcher Rubrik wollen wir ihn verwenden?... Herr Savenay, schreiben Sie ein wenig in meiner Gegenwart, daß ich Ihre Handschrift sehe.“

Der Greis nimmt eine Feder und schreibt einige

Linien mit fester Hand und großer Netttheit. Herr Boudin und die beiden andern Commis verziehen abermals das Gesicht.

„Nicht übel, gar nicht übel!“ ruft St. Godibert. „Das ist erstaunlich für Ihr Alter, Sie zittern nicht! Und die Ziffern, sehen wir die Ziffern!“

Der Greis malt mehrere Columnen Zahlen und addirt sie sehr schnell. Die Nasen der Commis wachsen ellenlang.

„Wahrhaftig und gewiß, Sie haben Talent!“ fährt der Banquier fort. „Was werden Sie hier thun können? Alle diese Herren haben ihre Aufgabe... meiner Treu': Sie werden die Ausgänge machen; es kommen oft welche vor... nicht wahr, Herr Boudin?“

„Ja, mein Herr, und es fehlte uns Jemand dazu.“

„Nun, da ist's ja eben recht und wenn es keine Ausgänge zu machen gibt, dann copiren Sie Briefe; kurz, diese Herren werden Ihnen jede Arbeit, von der sie Nichts wollen, überlassen.“

Auf den Gesichtern der Commis blüht freudige Genugthuung auf.

Herr Boudin sagt mit boshafter Miene: „Der Herr wird die gleichen Funktionen übernehmen, wie die Schreibersjungen bei einem Anwalt.“

Lächelnd gibt der Greis zur Antwort: „Wohlan, es sei: ich werde ein Schreibersjunge, ein Bachspringer werden! Du lieber Gott, ich werde, was man will.“

„Sie werden präcis Morgens acht Uhr kommen und erst nach halb sechs Uhr gehen,“ nimmt Herr St. Godibert wieder das Wort, indem er sich in seinem Gilet aufbläst, „und dafür bewillige ich Ihnen sechshundert Franken Salair.“

Vater Savenay verneigt sich; die andern Commis, welche wahrscheinlich gering bezahlt sind, scheinen diese Summe für einen Bachspringer sehr beträchtlich zu finden und übersehen, daß der so Angestellte ein silberhaariger Greis ist.

Was Herrn St. Godibert betrifft, so sagt er bei sich: „Meiner Treu! wenn jetzt mein Freund Candillon nicht zufrieden ist mit dem, was ich für seinen Schüßling thue, so ist es schwer, ihm Etwas recht zu machen.“

Während einer der Commis dem Greis vor einem schwarzen Tischchen in der Nähe der Thüre und weit vom Ofen entfernt seinen Platz anweist und ihm ein Dintensaß nebst Federn und Federmesser zu seinem Gebrauch zeigt, geht Herr St. Godibert in sein Cabinet, wo zwei Arbeitspulte stehen, hinein, steht sich um und runzelt die Stirne mit den Worten: „Mein Herr Sohn ist also noch nicht herabgekommen?“

„Wir haben heute noch nicht das Vergnügen gehabt, ihn zu sehen,“ antwortet Herr Boudin.

„Schön das! und es ist elf Uhr vorüber! Sicherlich treibt mein Herr Sohn seinen gnädigen Spas mit der Welt! Seit einiger Zeit arbeitet er nicht mehr; er kommt nur einen Augenblick hieher, wenn

er überhaupt kommt. Er verangirt sich, o, er verangirt sich sehr und ich muß Ordnung hineinbringen. Ich gebe zu, er kleidet sich mit viel Eleganz, nimmt eine sehr ausgezeichnete Haltung an; aber ich will, daß er arbeite, daß er Geld verdienen lerne."

Herr St. Godibert hat den Mund noch nicht geschlossen, als die Thüre aufgeht und der junge Julian erscheint.

Da durch die aufgehende Thüre das kleine Bureau, an welches man den Greis gesetzt hatte, maskirt wurde, so tritt Julian ein, ohne zu bemerken, daß ein Commis weiter da ist.

"Ah, sind Sie da, mein Herr Sohn?" sagte der Banquier. "Nicht wahr, eine schöne Stunde, um auf sein Bureau zu kommen? Sie werden fürchtbar träge, mein Herr Sohn; Sie werden..."

Herr St. Godibert hält inne, denn er hat so eben seinen Sohn betrachtet und fährt betroffen von dessen außerordentlicher Blässe und niedergeschlagener Miene mit liebreichem Tone fort: "Aber bist Du denn krank gewesen? Wie angegriffen Du aussiehst; Du hättest das sagen sollen: wenn man krank ist, dann ist es etwas Anderes... die Commis gehen niemals auf ihr Bureau, wenn sie nur den kleinsten Fieberanfall haben: sie wären viel zu sehr in Sorgen, ihren Chef damit anzustecken... man muß den Arzt holen."

"Ich danke Ihnen, mein Vater," sagte Julian, "ich war allerdings diese Nacht unwohl, aber es ist vorüber."

„Schon gut! Du wirst gestern Abend in meinem Cirkel zu viel Punsch getrunken haben und man thut trotz meinem Verbot immer zu viel Zucker daran... das ist blödsinnig. Ah! hätte ich nur Zeit, mich mit Allem zu befassen, dann wäre es besser bestellt. Wir haben neue Leute im Hause: erstlich einen weitem Angestellten für die Ausgänge, die speziellen Sachen, kurz, für alles Mögliche; er ist nicht mehr jung, aber noch sehr brauchbar.“

Julian wendet sich, um diesen Commis, auf welchen sein Vater mit der Hand deutet, in Augenschein zu nehmen. Da er den Greis von gestern Abend erkennt, wird sein Gesicht bleifarbig; er wankt und sinkt auf einen glücklicher Weise neben ihm befindlichen Stuhl.

„Wie? was hat mein Sohn denn?“ ruft St. Godibert, auf Julian zuweilend.

„Man sollte glauben, Herr St. Godiberts Sohn befinde sich übel,“ sagt Herr Boudin.

Aber der Jüngling, welcher sich umgewendet hat, damit er dem Greise nicht mehr gegenüber sei, fährt mit der Hand über die Stirne und stottert: „Es hat Nichts zu bedeuten... eine Anwandlung... jedoch bin ich nicht im Stande, hier zu bleiben; ich gehe wieder in mein Zimmer hinauf, ich werfe mich auf mein Bett.“

„Ja, in der That, Du wirst wohl daran thun; ich zweifle gar nicht, daß Du zu viel Punsch getrunken hast. Komm, komm, gib mir den Arm, denn mir scheint, Du könntest Dich kaum auf den Beinen halten.“

Julian steht auf und stützt sich auf den Arm seines Vaters. Aber um hinauszugehen muß er an dem Greisen vorbeikommen; dieser steht auf und verbeugt sich achtungsvoll vor dem Sohne seines neuen Brodherrn. Der Jüngling empfindet jetzt eine Art Nervenzittern. „Du hast das Fieber!“ sagte Herr St. Godibert.

„Wenn es der Herr wünscht, so hole ich einen Arzt,“ sagte der Vater Savenay.

„Nein, nein, es ist unnöthig,“ antwortet Julian mit schwacher Stimme. Dann verdoppelt er seinen Schritt und eilt aus dem Bureau hinweg.

„Sie haben diesen Greis in Ihr Geschäft genommen?“ fragte Julian, die Treppe hinaufgehend.

„Ganz gewiß; ich mußte es wohl dem Herrn Candrillon zu Gefallen thun, mit welchem ich viele Geschäfte mache. Sodann, und deßhalb habe ich mich dazu entschieden, ist ja Dein unartiger Vetter, welcher hörte, was Vater Savenay gestern Abend von dem ihre Oheim Gogo suchenden jungen Mädchen sagte, gar vollends diesen Morgen zu dem alten Mann, bei dem sie war, gegangen und hat Beiden vertraut, ich sei dieser Oheim, dieser Go..! ha! der Name bleibt mir in der Gurgel stecken, ich kann ihn nicht herausbringen. Welch' ein Schnapphahn ist doch dieser Friedrich. Also denn, da die Kleine und der Alte das wußten, so mußte ich Concessionen machen: ich nahm den Vater Savenay zum Ausgangscommis und das junge Mädchen ist in meinem Hause.“

„Rosa-Maria ist in Ihrem Hause?“

„Ei! Du weißt schon, daß sie Rosa-Maria heißt?“

„Ja doch: gestern hat dieser Greis ihren Namen genannt.“

„Möglich, ich habe nicht darauf Achtung gegeben. Mit einem Wort, ich entschloß mich zu dem Allem nur unter der Bedingung, daß niemals der Name Go... go aus dem Munde des Einen oder Andern gehe... bei der ersten Indiscretion sage ich Beide weg.“

„Aber dieser alte Mann... sind Sie gesonnen, ihn zuweilen bei sich in Ihrer Gesellschaft zu empfangen?“

„Warum nicht gar! Für wen halten Sie mich, Herr Sohn? Führe ich meine Commis in meinen Salon ein?... Und dieser Alte da mit dem bäuerischen Aussehen machte gestern Abend einen saubern Effekt in meinem Cirkel; ich bekam das Bauchgrimmen davon.“

„Und meine Base wohnt in Ihrem Hause?“

„Erflich will ich nicht, daß Du sie Deine Base nennst, wie dieses große Kieselherz von Friedrich; Du sagst schlechtweg ‚Mademoiselle‘ zu ihr. Sie logirt oben, in dem Zimmer, das für Dich bestimmt war. Aber was wollen wir hier mit ihr anfangen den ganzen Tag? Ach, wie langweilig, wie störend! Und das Alles, weil man das Unglück hat, mit einer Familie behaftet zu sein! Wer Teufels mochte auch die Familien erfinden!“

„Aber, mein Vater...“

„Gehen Sie zu Bette, Herr Sohn, und lassen Sie mich über Alles das spintifiren.“

Herr St. Godibert geht sich in sein Zimmer ein-schließen. Nachdem er hier lange den Kopf sich ganz vergeblich zerbrochen, entschließt er sich, seine Frau aufzusuchen.

Rosa-Maria war zu der ihr bestimmten Stunde hinabgegangen, ihrer Tante aufzuwarten. Madame St. Godibert hatte das junge Mädchen in ein Cabinet neben ihrem Boudoir geführt, wo man niemals einfeuerte, da es weder Kamin noch Ofen hatte, und ihr verschiedene Sachen zu nähen gegeben, mit dem Gebot: „Hier werden Sie arbeiten! und daß Sie sich ja niemals einfallen lassen, bei der Arbeit zu singen: das ist mir verwünscht . . . es gibt nichts so Gemeines.“

Das junge Mädchen hatte sich verbeugt, ohne Etwas zu sagen; aber im Innern dachte sie wohl, daß sie hier niemals zu singen Lust haben würde. Sie wagte überhaupt kein Wort und setzte sich zur Arbeit nieder.

„Nun,“ sagte Herr St. Godibert, bei seiner Frau eintretend, „was machen Sie mit dieser Kleinen?“

„Sie ist hier,“ antwortet Madame, auf das kleine Cabinet deutend, „sie arbeitet und ich muß sagen, sie näht sehr gut! Ich war sehr überrascht dadurch.“

„Gut; so wird sie Ihnen doch zu Etwas dienen.“

„Wo sollen wir sie essen lassen?“

„Nun, wenn wir unter uns allein sind, so denke

ich, kann sie an unserm Tische essen; wenn wir Gesellschaft haben, bleibt sie auf ihrem Zimmer.“

„Abgemacht. Aber haben Sie auch an das Wichtigste gedacht? Wenn der Vater Ihrer Nichte sich einfallen lassen sollte, hieher zum Besuch zu ihr zu kommen . . . begreifen Sie, mein Herr, wie ekelhaft das für uns wäre?“

„Sie haben Recht, aber ich werde sie ihrem Vater schreiben heißen: daß sie hier ist, daß er sich nicht die Mühe zu nehmen braucht, sie hier zu besuchen und daß vielmehr sie sich von Zeit zu Zeit nach seinem Wohnort begeben wird.“

„Wohl ausgesonnen! Ich werde sie rufen, und Sie heißen sie sogleich schreiben.“

Madame St. Godibert ruft Rosa = Maria. Das junge Mädchen kommt mit niedergeschlagenen Augen und furchtsamer Miene.

„Sie können schreiben, denke ich,“ sagte St. Godibert, seine Nichte ansehend.

Diese schämt sich beinahe der Frage und antwortet schüchtern: „Ja, mein Herr.“

„So setzen Sie sich an diesen Tisch. Sie sollen an Ihren Vater schreiben.“

„An meinen Vater? Ach, welches Glück! O ja, mein Herr, Sie haben Recht, er muß erfahren, daß ich in Ihrem Hause bin. . . dann wird er beruhigt sein.“

„Zum Henker, ich hoffe es wohl! Nehmen Sie eine Feder. . . ah so! es sind nur Stahlfedern da und Sie können ohne Zweifel damit nicht schreiben.“

„Um Vergebung, mein Herr!“ antwortet Rosa lächelnd.

„So! man kann das auf den Dörfern?... Was doch die Civilisation Fortschritte macht! Schreiben Sie, was ich Ihnen diktire.“

Rosa-Maria nimmt die Feder und wartet. St. Godibert kratzt sich lange hinter den Ohren und diktirt endlich: „Mein Vater!“ oder: „Mein theurer Vater!“ es ist Ihnen gestattet, mein theurer Vater zu sehen.“

„Ich habe es auch so gemacht.“
 „Endlich bin ich bei meinem, bei meinem älteren Oheim, welcher Herr St. Godibert geworden ist, so wie auch mein Oheim Eustachius Herr Mondigo geworden ist.“ Schreiben Sie St. Godibert Fraktur, damit es ihm auffalle. Unterstreichen Sie St. Godibert.“

„Es ist geschehen.“

„Sie haben St. Godibert unterstrichen?“

„Ja, mein Herr.“

„Ganz gut! Ich bin in seinem Hause mit der größten Güte aufgenommen worden.“

Rosa-Maria entfährt ein leiser Seufzer, aber sie schreibt und wartet.

„... größten Güte aufgenommen worden!... es ist prachtvoll bei ihm: in seinem Salon sind Tapeten, wovon die Rolle 36 Franken kostet; er hat vier Commis und drei Bedienten... unterstreichen Sie auch dieses Alles... er empfängt die schönste Gesellschaft von Paris... von Paris... er beauftragt mich,

Ihnen mitzutheilen, daß Sie sich wegen eines Besuches bei mir nicht bemühen sollen...“

„Warum denn das, mein Herr?“ ruft Rosa aus, indem sie zu schreiben aufhört.

„Weil mir das so gefällt, Mademoiselle; schreiben Sie nur fort: ,wegen eines Besuches bei mir nicht bemühen sollen... die Reisen kosten Geld und Sie haben dessen nicht zu viel; aber ich werde zu Ihnen auf Besuch kommen: mein Oheim wird es mir ziemlich oft erlauben.“

„Ach ja, mein Herr! Nicht wahr, Sie werden es mir erlauben?“ fragte Rosa.

„Gewiß, wenn meine Gemahlin nichts Pressantes für Sie zu thun hat... oft erlauben. Inzwischen küsse ich Sie und bin lebenslänglich Ihre zärtliche Tochter...“ Jetzt unterzeichnet! Ah, ich glaube, das ist ein ziemlich rein diktirter Brief.“

Rosa = Maria hat den Brief, worin sie noch gar Vieles ihrem Vater hätte mittheilen mögen, geschlossen; aber ihr Oheim bemächtigt sich des Blattes, untersucht es und ruft ganz erstaunt: „Das ist wahrhaft sehr gut geschrieben! eine prächtige Fraktur... es ist unbegreiflich, daß man überall schreiben lernt. Wenn ich jemals pressante Geschäfte auf dem Bureau habe, so müssen Sie mir Briefe copiren.“

„Mit Vergnügen, mein Herr.“

„Ja,“ sagte Angelika, „aber ich werde ihr immer Arbeit zu geben haben... es scheint, sie kann Kleider machen, Schnürleiber... und ich muß immer meine Schnürleiber ändern lassen.“

„Sein Sie unbesorgt: die Kleine steht ganz zu Ihrem Befehl; sie muß entzückt sein, sich nützlich machen zu können.“

„Ganz gewiß, mein Herr.“

„Ich will jetzt diesen Brief abschicken. Kleine, da wir heute keinen Fremden bei Tische haben, so haben Sie die Ehre, mit uns zu speisen.“

Bis zur Stunde des Mittagessens verläßt das Mädchen ihren Stuhl nicht und arbeitet unaufhörlich. Von Zeit zu Zeit kommt Madame St. Godibert und betrachtet die Arbeit ihrer Nichte; dann kehrt sie in ihr Zimmer zurück, um ein Kleid zu probiren, oder in ihr Boudoir, um sich Schminke aufzulegen: mit derlei Beschäftigungen bringt die stolze Angelika gewöhnlich ihre Tage hin.

Mamsell Fifine geht mehrmals bei ihrer Gebieterin aus und ein; sie findet Vorwände, um auch dann zu kommen, wenn man ihr nicht läutet. Sie wirft neugierige Blicke in das Cabinet, wo Rosa-Maria arbeitet, dann sagt sie spöttisch zu ihrer Gebieterin: „Es muß etwas Drolliges sein um die Arbeit, welche ein Landmädchen macht.“

Aber Madame St. Godibert antwortet: „Vortrefflich gemacht... mit Perlstichen... ich muß ihr das bezeugen... da bist Du schön ausgestochen, Fifine.“

Fifine geht, sich vor Zorn die Lippen beißend und begegnet im Vorzimmer dem Franz, welcher fragt: „Wo hat man denn das so hübsche Mädchen eingethan? ... Schließt man sie denn in einen Wandschrayt?“

Madame Zifine verfehlt Franz einen Fußtritt in die Gangadern und schreit: „Komm Du mir noch ein Mal und verlange Anislikör! Dich will ich abfahren lassen.“

So kommt endlich die Stunde des Mittagessens. Madame St. Godibert sagt zu Rosa-Marien nur die Worte: „Kommen Sie, Mademoiselle.“

Das junge Mädchen folgt ihrer Tante.

Auf dem Tische stehen vier Couverte. Madame St. Godibert setzt sich zu ihrem Mann, dann zeigt man Rosa ein Couvert und sagt: „Setzen Sie sich dort.“

Die arme Kleine nimmt verlegen, genirt und mit überquellendem Herzen Platz.

Franz, der an der Tafel servirt, wenn keine Gäste da sind, lächelt sehr anmuthig, wie er Rosa-Maria gewahr wird, und zeigt sich sehr emsig in ihrer Bedienung.

„Es war unnöthig, für meinen Sohn ein Couvert zu legen,“ sagte St. Godibert, „ohne Zweifel kommt er nicht zu Tisch.“

„Und warum das, lieber Mann?“

„Weil er krank ist; ich weiß gewiß, er hat gestern zu viel Punsch getrunken.“

Aber kaum ist die Suppe abgetragen, als Julian erscheint. Das Uebelbefinden, das ihn plagte, hatte vor dem Wunsche, sein Bäschen zu sehen, um so weniger Stich gehalten, als er von Friedrich mit einem Billet beschickt wurde, worin dieser ihm berichtete; „Unsere Base Rosa-Maria ist anständig

und tugendhaft; Richard sein Verläumber, den ich züchtigen werde; einstweilen empfehle ich Dir dieses reizende Kind, das ich selbst Deinen Eltern zugeführt habe.“

Julian sieht ganz niedergeschlagen aus; beim Anblick Rosa's jedoch färben sich seine Wangen mit einer lebhaften Röthe und er kann ihres Anblicks nicht satt werden. Er macht ihr eine tiefe Verbeugung und das junge Mädchen steht auf, sie ihm zurückzugeben. „Variari! wozu die Ceremonien?“ sagte St. Godibert mit schlechter Laune; „setze Dich, Julian. Du bist also nicht mehr krank?“

„Es geht besser, mein Vater. Dieses Fräulein also ist... ist...“

„Ja: diese Kleine ist eine Verwandte von Dir. He, Franz, was machst Du denn? Du wechselst den Teller von Mademoiselle vor dem meinigen! Bist Du toll, Franz?“

„Nein, Herr, aber ich glaubte, Sie hätten auf dem ihrigen noch ein Bein abzunagen.“

„Ein Bein abzunagen!... Ist es möglich, sich auf solche Weise auszudrücken, wenn man mit seinem Gebieter redet?“

Man mag Franz ausschimpfen wie man will: er ist doch sehr lebhaft in Rosa's Bedienung und sehr langsam für die Anderen. Der Sohn des Hauses benimmt sich seinerseits äußerst artig gegen seine hübsche Base und scheint diese durch seine Aufmerksamkeit für das barsche Betragen entschädigen zu wollen, welches seine Eltern gegen sie erkünsteln.

Das Essen ist sehr langweilig: die beiden Gatten öffnen den Mund nur, um zu essen oder Franz zu schelten; Julian ist verlegen und wagt kaum, seine Nichte anzusehen; diese ist traurig und spricht keine Silbe. Indes hat Herr St. Godibert bemerkt, daß seine Nichte sehr wenig aß, und flüstert seiner Frau ins Ohr: „Sie führt sich bei Tische ziemlich gut auf.“

Das junge Mädchen fühlt sich glücklich, wie man vom Tische aufsteht; sie kehrt schnell in ihr Cabinet zurück, wo man ein Licht aufgestellt hat. Julian sieht sie weggehen, wagt aber nicht sie aufzuhalten und mit ihr zu reden, obgleich er große Lust dazu hätte. Aber zu seinem Vater tritt er und sagt ihm: „Wenn Sie es erlauben, so werde ich künftig, statt auf's Bureau hinabzugehen, in meinem Zimmer arbeiten: es ist mir bequemer, ich brauche dann meinen Schlafrock nicht auszuziehen.“

„Ei, seht doch, wieder ein anderer Gedanke! Uebrigens ist es allerdings nicht der Mühe werth, daß Du wegen dessen, was Du seit einiger Zeit arbeitest, auf das Bureau hinabgehst.“

„Dernefty hat mir gesagt, es sei weit nobler, bei sich zu arbeiten, als sich unter seine Commis zu mischen.“

„Ah! dann ist es etwas Anderes. Gehe nicht mehr hinab.“

Der junge Mann entfernt sich, nachdem er noch einen Blick auf das Cabinet seiner Base geworfen. Rosa-Maria arbeitet bis neun Uhr Abends. Dann

sagt ihre Tante zu ihr: „Sie können in Ihr Zimmer hinaufgehen und sich zu Bett legen.“

Die arme Kleine steht auf, grüßt Tante und Onkel demüthig und verläßt die Gemächer. Am Eingang der Treppe findet sie Franz, der ihr ein Licht anbietet mit den Worten: „Hier, Frölein, wenigstens sollen Sie nicht, ohne hell zu sehen, hinaufgehen; wenn man ein Haus noch nicht kennt, so ist das un bequem.“

Rosa-Maria dankt Franz mit so sanfter Stimme, daß der Bediente tief ergriffen wird; dann nimmt sie das Licht und steigt in ihr Mansardenzimmer hinauf.

Als sie sich endlich allein und von jedem Zwange befreit findet, sinkt das junge Mädchen auf einen Stuhl; dann weint sie lange; hierauf kniet sie nieder und betet. Nach dem Wiederaufstehen fühlt sie sich erleichtert und ruft aus: „Mein Gott, du wirfst mir Muth verleihen, das traurige Leben hier zu ertragen. Mein Vater hat mich hiehergeschickt, in der Hoffnung, daß ich glücklich sein werde, ich will warten, hoffen... später wird man mir erlauben, ihn zu besuchen, und ich werde ihm meine Lage hier schildern; wir wollen dann sehen, ob er mich fortwährend hier lassen will. O, es thut mir sehr leid, daß ich nach Paris gekommen bin!“

Im Herzensgrund des jungen Mädchens lag noch ein anderer Kummer, welchem sie in diesem Augenblick eine Erinnerung weihte.

Zweites Kapitel.

Spaziergang. — Begegnung. — Herzenserguß.

Friedrichs erste Sorge, als er aus dem Hause seines Oheims St. Godibert ging, war, Richard in seiner Wohnung aufzusuchen. Er hat Eile, diesen Herrn wegen seiner Verläumdungen zu züchtigen; er will ihn zwingen, sie zurückzunehmen und einzugestehen, daß er seine Base grundlos beschimpft hat, aber er verspricht sich dabei, trotz Widerruf demselben ein Andenken zu geben, das ihm für alle Zeiten die Lust benehmen solle, sich für einen Verführer auszugeben.

Der große junge Mann ist lebhaft in das Haus getreten; er will die Stiege hinaufrennen, als ihm der Thürsteher nachläuft und zuruft: „Eilen Sie doch nicht so sehr, mein Herr! Sie würden nur vier Stockwerke umsonst hinaufsteigen.“

„Wie, ist er ausgegangen?“

„Wollen Sie nicht zu Herrn Richard?“

„Gewiß! ist er nicht oben?“

„Er ist nicht nur nicht oben, sondern er wird gar nicht mehr zurückkehren, weil er ausgezogen ist.“

„Ausgezogen! Und seit wann denn?“

„Seit diesem Morgen ... meiner Treu', noch nicht gar lange. Erstlich hat Richard heute mit Tagesanbruch das Bett verlassen; dann ist er über eine Stunde fortgewesen; endlich kam er mit einem

Wagen zum Ausziehen . . . keinem sehr großen, in Anbetracht, daß er nicht zu viele Möbel hat. Er hat den noch nicht verfallenen Hauszins bezahlt, indem er zu mir sagte: „Ich ziehe weg, ich gehe; höhere Rücksichten nöthigen mich, in der Nähe der Festungswerke zu wohnen.“ Ich erwiderte ihm: „Aber wo das, mein Herr — denn es gibt viele Orte in selbiger Nähe — ziehen Sie außerhalb der Ringmauer?“ Er hat mir geantwortet: „Wenn man Euch fragt, so saget nur, Ihr wisset es nicht.“ Dann betrieb er seinen Auszug mit Eilfertigkeit; der Teufel, das mußte man sehen! . . . Man hat ihm sogar den Nachttisch zerbrochen und er sagte nur: „Desto besser, er war schon alt; zudem ist es ein Luxusmöbel.“ Endlich ist er mit seinen Möbeln weggefahren, indem er mir sagte, er werde in einigen Tagen zurückkommen, um zu erfahren, ob Briefe für ihn da seyen.“

„Der Feigling, er ist geflohen!“ ruft Friedrich; „er hat sich aus dem Staube gemacht, weil er gestern Abend, als er von dem jungen Mädchen, das seine Oheime suchte, reden hörte, wohl vermuthet hat, ich könnte ihre Spur finden und erfahren, wie sehr er gelogen. Portier: eine Feder, Papier und Tinte, ich muß ihm ein Wort schreiben.“

Der Portier beeilt sich, Friedrich das Verlangte zu geben und dieser wirft in einem Zuge folgendes Billet hin:

„Richard, Sie sind ein Bube und ein Tropf; Sie haben ein unschuldiges Mädchen, das meine nahe Verwandte ist, verläumdert; meine Pflicht er-

fordert, daß ich sie räche. Wenn Sie nicht eben so muthlos als lügenhaft sind, so schreiben Sie mir, wo ich Sie treffen soll; ich werde einen Sekundanten mitbringen. Wenn Sie mir keine Genugthuung geben, so erkläre ich zum Voraus, daß ich, so oft ich Ihnen begegne, Ihren Hut zu Boden schlagen werde."

Friedrich unterzeichnet diesen Brief, gibt ihn nebst fünf Franken dem Portier und bindet ihm sehr auf's Herz, daß er denselben Richard doch ja einhändige, sobald er ihm wieder begegne.

Nach Beendigung dieses Geschäfts ging Rosa-Maria's Better ganz sachte nach Haus, indem er von seiner hübschen Base träumte, über deren einfacher und naiver Grazie er bereits die schnippische Kokette Marmodin vergaß, als er sich auf dem Boulevard leicht auf die Schulter klopfen fühlte. Er dreht sich um und bemerkt Derneſty.

"An was Teufel denkst Du, Friedrich? Du läufst, ohne vor Dich zu sehen; wärest Du Dichter wie Dein Oheim Mondigo, so glaubte ich Dich im Zuge zur Planung eines sehr düstern Drama's."

"Nein, ich mache keine Stücke," entgegnet Friedrich lächelnd, "ich bin nicht in den leeren Raum geschleudert; ich denke an das Reelle, Positive. Du erinnerst Dich an jene hübsche Person, deren Porträt im Zimmer des Malers, zu dem Du uns geführt hast, hinter einem Vorhang verborgen war?"

"Ja, nun weiter?"

"Ich habe sie wiedergefunden."

„Wirklich?“

„Hast Du gestern selbigen Greis, der zu meinem Oheim kam, ein Freund des Herrn Candrillon ist und um 60,000 Franken in dem Walde von Fontainebleau bestohlen wurde, erzählen gehört?“

„Ja . . . ja . . . so halb und . . . aber wie hängt das zusammen?“

„Dieser gute Mann, der Vater Savenay, so heißt er, hat weiter gesagt, er komme, um bei Herrn St. Godibert nachzufragen, ob er nicht zufällig einen Herrn Gogo kenne, der in seinem Hause hätte wohnen sollen, weil ein junges Mädchen, für welches er sich sehr interessire, ihre diesen Namen führenden Oheime nicht zu finden im Stande wäre.“

„Ei! in der That, ich erinnere mich jetzt, daß Richard zu meinem jungen Maler sagte, das Mädchen von der Eisenbahn suche gleichfalls Verwandte dieses Namens.“

„Ja, aber was Du nicht weißt, was ich Dir indes wohl unter uns sagen kann, ist, daß diese Herren Gogo ganz einfach meine beiden Oheime sind.“

„Unmöglich!“

„Ja, mein Theurer: Herr St. Godibert und Herr Mondigo haben für zweckdienlich gefunden, ihre Namen zu ändern. Es ist dies eine kleine Phantasie, welche Niemand schadet . . . Eitelkeit, Eigenliebe veranlassen die Menschen zu so vielen Thorheiten. Diese beiden Herren jedoch sind nichts desto weniger die Gogo, welche das junge Mädchen suchte, kurz, ihre Oheime, woraus sich denn klar ergibt, daß sie meine Base ist.“

„Jetzt wundert es mich nicht mehr, daß Du sie bei Leopold Bercourt so feurig vertheidigtest.“

„Du begreiffst auch, daß ich mich diesen Morgen zu guter Stunde in die Wohnung des wackern Alten begab, dessen Adresse ich behalten hatte.“

„So, Du bist in seinem Haus gewesen?“

„Zuerst sprach ich ihn allein; er wußte nicht, daß ich der Better seiner Schutzbefohlenen war. Ich ließ mir genau auseinandersetzen, wie er sie kennen gelernt, aufgefunden hatte, und ich bekam Beweise in die Hände... ja Beweise, daß Richard nur ein Glender, ein schändlicher Lügner ist, denn auf der Flucht vor ihm, als sie allein des Nachts in Paris umhereilte, um sich vor seiner Verfolgung zu retten, wurde die arme Kleine von dem guten Mann aufgefunden, der mit uns auf der Eisenbahn gereist ist und sie in das Haus des Vaters Savenay führte, welchen sie seither nicht verlassen hatte.“

„Und was hast Du dann begonnen?“

„Donnerwetter! das Natürlichste: ich habe meine Base in das Haus ihres Oheims Godibert geführt! Anfangs schnitt man einige Gesichter, aber am Ende behielt man sie. Jetzt wohnt sie bei dem Paar... o, Freundchen, ich werde meine Tante Angelika oft besuchen, denn mein Bäschen ist sehr hübsch! Ich versichere Dich, das Porträt war nicht geschmeichelt.“

„Wirklich? Du stachelst meine Neugierde! Ich will dieses Meerwunder von Anmuth und Schönheit auch sehen.“

„Willst Du gleich jetzt kommen? Ich mache nicht viel Umstände, um in das Haus meines Oheims zu gehen. Komm! Du sagst, Du kommst wegen eines Bankgeschäfts.“

„Ei, warum denn nicht!“

Derneſty nimmt Friedrich am Arm und geht mit ihm weiter; doch unterwegs sagt er zu ihm: „Und der . . . der gute alte Mann, der Deine Base aufgelesen hatte, was ist aus dem geworden?“

„O, Du kannst Dir wohl denken, daß ich seiner nicht vergaß: es war zu billig, daß diesem Greisen sein Edelmuth vergolten werde . . . ihm, der schon das Unglück eines Raubes ausgehalten hatte; auch ihn habe ich zu meinem Oheim, dem Banquier, geführt und auf seinem Bureau anstellen lassen.“

„Auf dem Bureau Deines Oheims St. Godibert?“

„Ja, er hat nur ein kleines Plätzchen; doch ist er nicht ehrgeizig, der arme Vater Savenay, er begnügt sich mit Wenigem.“

„Also ist er jetzt bei Herrn St. Godibert angestellt?“

„Ohne Zweifel. Ich habe ihn diesen Morgen dort gelassen; er wird sogleich in das Geschäft eingetreten sein.“

„Derneſty macht noch einige Schritte mit Friedrich; dann hält er ein, indem er ausruft: „Wie unbesonnen ich doch bin! Ich kann nicht mit Dir gehen: ich habe heute ein Stelldichein, just bei diesem jungen Maler, eine Sitzung. . . ich muß Dich verlassen. Deine reizende Cousine werde ich ein ander Mal sehen.“

„Wie Du willst; aber da Du zu Herrn Leopold gehst, welcher Rosa-Maria so schön gegen Richard vertheidigt hat, so thue mir den Gefallen, dem jungen Mann zu sagen, daß er mit ihrer Vertheidigung Recht hatte, daß Richard ein Schuft ist und daß das Original zu seinem Bild fortwährend seine Hochachtung verdient. Sage ihm Alles das!“

„Recht, recht, ich werde.“

„Aber versäume es nicht; denn die schändlichen Aeußerungen Richards dürfen meiner Cousine nicht weiter schaden.“

„Sei ruhig, ich werde Deinen Auftrag ausrichten.“

„Also auf Wiedersehen, und siehst Du ein Mal Rosa-Maria, so magst Du selber urtheilen, ob sie verdient, daß man Interesse an ihr nimmt.“

Damit trennten sich die jungen Männer. Statt seiner Behauptung gemäß sich zu Leopold zu begeben, geht Verneſty in einer einsamen Allee der elysäischen Felder spazieren und scheint ernstern Betrachtungen nachzuhängen. Was Friedrich betrifft, so bedenkt er nach einigen hundert Schritten, daß es vielleicht ein Fehler wäre, Rosa-Maria schon am gleichen Tage wieder zu besuchen, und daß ihr eine so große Aufmerksamkeit von seiner Seite bei Oheim und Tante schaden könnte; er entschließt sich daher, zu ihren Gunsten vernünftig zu sein und seinen Besuch auf den nächsten Tag zu verschieben.

Aber am folgenden Mittag ermangelt Friedrich nicht, in Herrn St. Godiberts Wohnung zu gehen.

Er verweilt nicht unten auf dem Bureau, sondern geht auf der Stelle zu seiner Tante hinauf.

Mamsell Fisine lächelt spöttisch, wie sie den schönen Neffen anlangen sieht; dieser hatte gleichfalls die Gewohnheit, demjenigen Theil ihrer Reize, welcher einen hervorspringenden Anlaß dazu gab, seine Huldigung wiederfahren zu lassen, indem er eine vertrauliche Hand darauf drückte. Dieß Mal jedoch fällt es dem jungen Mann nicht ein, sich bei der Kammerjungfer aufzuhalten; er tritt alsbald in den Salon, seine Base zu finden hoffend. Mit Mißvergnügen bemerkt er nur seine Tante.

Nach einigen unbedeutenden Redensarten hält es Friedrich nicht länger aus und ruft: „Wo ist denn meine Cousine?“

„Es versteht sich, an dem Ort, wo sie arbeitet,“ antwortet Madame St. Godibert trocken. „Wahrscheinlich, Herr Neffe, dachten Sie nicht, daß ich diese Kleine in meinem Salon aufpflanzen werde.“

„Warum denn nicht, Tante?“

„Weil es nicht der Platz für ein junges Mädchen ist, weil, wenn wir diese ... Verwandte in unserm Hause zu behalten die Güte hatten, dieß nicht geschah, damit die jungen Leute, die Courmacher, die Liebesritter um sie herumschleichen sollten; das wäre mir schön! ... Wenn so was geschähe, so hätten wir sie stracks wieder in ihr Dorf zurückgeschickt.“

Friedrich zerreißt seine Handschuhe vor Zorn; dann rennt er nach einer Minute weg und sieht, durch's Vorzimmer gehend, Fisine nicht einmal an,

welche ausruft: „Ei, wie kummervoll er aussieht! Es scheint, er war nicht zur Tante auf Besuch gekommen; aber was haben denn diese Herren alle mit dem kleinen Dorfsmädchen? Sie hat nicht mehr Hüften als meine Faust! Gott, was doch die Männer geschmacklos sind!“

Friedrich ist nicht der Einzige, auf welchen Rosa-Maria's Reize Eindruck gemacht: der junge Julian, der sehr häufig auswärts speiste, bevor seine Cousine zu seinen Eltern gezogen war, stellt sich jetzt sehr pünktlich zur Stunde der Mahlzeit ein. Er spricht wenig mit Rosa-Maria, weil man ihn niemals allein mit ihr läßt; aber er bezeugt ihr tausend Zuvorkommenheiten, tausend Aufmerksamkeiten, und heftet, wenn seine Eltern es nicht bemerken können, weit weniger schüchterne Blicke auf sie.

Aber Rosa-Maria, obwohl nicht unerkennlich gegen die Artigkeiten Julians, hegt für ihn nicht jene Sympathie, nicht jene Freundschaft, welche sie auf der Stelle für Friedrich gefühlt; im Gegentheil scheint sie, wenn Julian in ihrer Nähe ist, eine Art geheimer Abstoßung, Angst, Schrecken zu empfinden, wovon sie sich keine Rechenschaft geben kann.

Vierzehn Tage sind seit Rosa-Maria's Eintritt in ihres Oheims Haus verflossen und die Zeit ist ihr sehr lang geworden. Da sie alle Tage in dem Cabinet neben Madame St. Godiberts Boudoir mit Arbeiten zubringt und nach dem Essen wieder so lange dahin zurückkehrt, bis man ihr gestattet, in ihre Schlafkammer zu gehen, so sieht das arme Kind

nur seine Tante und Mamsell Zifine: die erstere redet mit ihr stets in trockenem und verächtlichem Ton; die andere scheint stets die Zunge gegen sie herauszustrecken und sie spöttisch zu belächeln. Oheim und Vetter heitern sie während des Essens nicht auf; denn ersterer beschäftigt sich niemals mit ihr und die geheimen Aufmerksamkeiten des Letztern sind ihr eher eine Verlegenheit als ein Vergnügen. Ohne je auszugehen oder sich zu zerstreuen, bringt daher Hieronymus' Tochter gar traurige Tage in Paris zu, wohin ihr Vater sie in der Hoffnung geschickt hatte, daß sie dort glücklicher sein werde als in ihrem Dorf. Daher ist Rosa-Maria's einziger Wunsch, ihr einziges Sehnen die Rückkehr zu ihrem Vater; sie nimmt sich vor, ihn dann anzuflehen, daß er sie bei sich behalte und nicht wieder in ihres Oheims Haus zurückschicke.

Schon ein Mal hat das junge Mädchen schüchtern den Namen ihres Vaters ausgesprochen und zu verstehen gegeben, wie glücklich sie sein Wiedersehen machen würde; aber ihre Tante hatte ihr streng geantwortet: „Es pressirt nicht, Mademoiselle, Sie haben immer noch Zeit . . . offenbar möchten sie unausgesetzt auf den Landstraßen umherrollen, aber das schickt sich nicht. Ihr Vater weiß, daß Sie in unserm Hause sind; er muß also sehr ruhig und sehr zufrieden sein, und Sie brauchen ihn durch Ihre Rückkehr nicht schon wieder zu stören.“

Rosa-Maria wagte keine Gegenvorstellung; sie bat nur den Himmel, ihr Geduld und Ergebung zu schenken.

Diese Sinnesänderung der Madame St. Godibert, welche anfänglich ihre Nichte gar nicht annehmen wollte und jetzt sich ihrem Besuch im väterlichen Hause widersetzt, erklärt sich dadurch, daß Rosa-Maria sehr geschickt und mit vielem Geschmac arbeitete, daß ihre Tante eingesehen hat, das junge Mädchen ersetze ihr die Stelle von zwei guten Arbeiterinnen und daß sie folglich, statt lästig zu fallen, Ersparnisse in der Haushaltung bewirke. Herr St. Godibert hatte gleichfalls bemerkt, wie wenig seine Nichte esse; man wußte von Mamsell Fifine, daß sie einen Koffer von Effekten mitgebracht hatte und brauchte also auf längere Zeit keinen Einkauf für sie zu machen. Da somit das junge Mädchen fast Nichts kostete und mit ihrem Fleiß viel eintrug, so gedachten ihre reichen Verwandten, denen das Raubsystem fast aller Emporkömmlinge anklebte, sie so lange als möglich in ihrem Hause zu behalten.

Zust auf diese Weise betreiben dormalen viele Leute Wohlthätigkeit und Edelmuth.

Indeß Rosa-Maria so traurige Tage im ersten Stock zubrachte, hatte im Parterre die Anwesenheit des neuen Schreibers im Gegentheil viel Heiterkeit eingeführt. Immer zufrieden mit seinem Loose, gewohnt, mit seinem geringen Verdienste auszureichen, war Vater Savenay schnell mit seinen Obliegenheiten auf's Laufende gekommen. Mußte er mehrere Male des Tags ausgehen, so nahm er vergnügt seinen breitkrämpigen Hut und begab sich ohne Murren auf den Marsch; noch behende und gelenkig wie ein

Jüngling, bedurfte er zu seinen Ausgängen eine kürzere Zeit als Andere, weil er unterwegs nicht flankirte. Endlich bewiesen sich auch Herr Boudin und seine beiden Commis, welche anfangs den Eintritt eines neuen Arbeiters nur ungern gesehen hatten, jetzt mit seiner Gesellschaft sehr zufrieden und behandelten ihn mit einem Wohlwollen, das in solchen Verhältnissen äußerst selten ist.

Papa Savenay hatte seine Vorliebe für das Lied und besonders für seinen geliebten Liederdichter nicht verloren. Wenn die Arbeit nicht pressirte und beim Federschneiden summt der Greis einen Refrain von Beranger; darüber lachten die andern Buchführer, erstaunt zugleich, daß der gute Mann in seinem Alter noch eine so klare und richtige Stimme habe.

Eines Tags aber war Herr St. Godibert, welchen in seinem Cabinet über einer Zeitung der Schlaf überrascht hatte, durch Vater Savenay aufgeweckt worden, welcher heiter sang:

„Zon, Zon, Bass und Flöte
 Zon, Zon! Geigerei,
 Zon, Zon! Bass und Flöte
 Zon, Zon! Geigerei!“

Der Banquier war aus seinem Cabinet wie ein Rasender herausgefahren und schrie: „Wer erlaubt sich so auf meinem Bureau zu singen?“

Und der alte Savenay hatte ganz ruhig geantwortet: „Ich mein Herr . . . belästigt Sie das?“

„Ob mich das belästigt? Sicherlich, mein Herr, es hat mich . . . in einer wichtigen Arbeit gestört! Schon

zwei Stunden surrt mir das „Zon, zon, Geigerei“ in den Ohren; ich konnte nicht glauben, daß es aus meinem Bureau komme: ich glaubte, meine Commis seien zu gut erzogen, um zu singen . . . fi, welche Lebensart! Und vollends Sie, Vater Savenay, ein Mann von Ihrem Alter erlaubt sich zu singen: „Zon, Zon, Baß und Flöte!“

„Aber, mein Herr, es ist ein Lied von Beranger.“

„Was liegt mir daran, mein Herr? Kenne ich denn den Herrn Beranger?“

„Ei, mein Herr, ganz Frankreich, ganz Europa kennt ihn . . . singt ihn sogar.“

„Mein Herr, Europa mag thun, was es will . . . sei Ihr Lied von Beranger oder von Corneille, ich bin Herr in meinem Bureau: ich will nicht, daß man darin singe! und beim ersten „Zon, Zon,“ das aus Ihrem Munde geht, setze ich Sie vor die Thüre.“

Der gute Greis hatte sich stumm verneigt. Seit dieser Zeit sang er nicht mehr auf dem Bureau; aber er entschädigte sich Morgens und Abends daheim.

Uebrigens erstaunt der gute Savenay, daß er Rosa-Maria niemals zur Thüre aus- oder eingehen sah. Da er sie bei ihrem Oheim wußte und selber im Parterre arbeitete, so hat er bisweilen auf eine Begegnung mit diesem jungen Mädchen gehofft, dem er die reinste Neigung widmete; besonders wünschte er zu erfahren: ob sie glücklich sei, ob ihre Verwandten sie nach Verdienst behandeln. Alle diese Gedanken fuhren ihm durch den Kopf, als er eines Mor-

gens, wie er gewohnter Weise zuerst auf dem Bureau eintraf (denn die am schlechtesten bezahlten Commis sind immer die pünktlichsten), dem Franz an der Stiege begegnete, welcher einen kleinen Milchtopf in der Hand hatte.

Der Bediente lächelt dem Greisen zu und zeigt ihm den Milchtopf, indem er sagt: „Es ist für das hübsche kleine Fräulein, welches Sie eines Tages mitbrachten: die Nichte der Leute hier; sie wollen sie nämlich nicht ihre Nichte heißen, aber ich weiß wohl, daß es ihre Nichte ist... ach Gott, welch' nette Person, wie liebenswürdig, wie freundlich sie aussieht!“

„Sie kennen Rosa-Maria?“ antwortete Vater Sabenay, „ah, desto besser. Reden Sie mir von diesem lieben Kinde, ich bin glücklich, Etwas von ihr zu erfahren; denn seit sie bei ihrem Oheim ist, habe ich sie nicht ein einziges Mal bemerkt.“

„Zum Henker! ich glaube es wohl: das arme junge Mädchen sitzt den ganzen Tag schweigend in einem Nebencabinet, wo man sie ununterbrochen zur Arbeit anspannt. Nach dem Essen arbeitet sie wieder, bis sie zu Bette geht; sehen Sie, guter alter Herr, mir kommt es vor, sie habe so viel Spaß als ein Vogel, den man rupft.“

„Wie, Sie denken?... Ha, das wäre sehr übel, wenn man sie nicht gut behandelte; sie ist so sanft, so interessant.“

„Ich meinerseits thue, was ich kann, um ihr kleine Gefälligkeiten zu erweisen; zum Beispiel: ich bringe ihr diesen kleinen Rahmnapf hinauf, den ich vor ihre

Thüre stelle, und sie glaubt, die Milcherin stelle ihn hin; sie würde sonst nicht erlauben, daß ich mir die Mühe nähme. Aber wenn ich ihr ihren Rahm nicht brächte, so kenne ich Mamselle Fifine, die Kammerjungfer, schon: sie tränke ihr die Hälfte des Napfes aus."

"Sie lieben Rosa-Maria? Das ist recht, mein Freund, Sie sind ein guter Junge."

"Ja doch, ich bin ein sehr guter Junge. Hören Sie, alter Mann, Sie müssen mir nicht böse sein, daß ich Sie neulich Abends ein Mal vor die Thüre werfen wollte: der Herr hatte es befohlen."

"O, ich bin Ihnen keineswegs böse, mein Junge, aber wenn Sie mich zwei freundschaftliche Worte mit meiner jungen Freundin reden lassen könnten, so würden Sie mir viel Vergnügen machen, denn ich weiß gewiß, daß es auch ihr lieb wäre, mich zu sehen."

"Das ist sehr leicht: steigen Sie diese drei kleinen Treppen hinauf, ganz hinauf... oder kurz und gut, kommen Sie mit mir, ich will Ihnen die Zimmerthüre zeigen."

"Glauben Sie wirklich, daß ich darf? Wird man Sie nicht auszanken, wenn man erfährt, daß..."

"Warum denn? das wäre eine Dummheit. Meinen Sie denn, man könnte Sie für einen Liebhaber halten?"

Lächelnd antwortete der Greis: "O nein, nein; in dieser Beziehung werde ich ihr keinen bösen Reumund machen."

„Ohnehin schläft um diese Stunde die Herrschaft noch wie Maulwürfe mit Renten. Ich weiß gewiß, daß Fräulein Rosa-Maria schon frühe wach und aufgestanden ist. Kommen Sie, Alter, Niemand wird von dem Besuch Etwas erfahren.“

Der Vater Savenay folgt Franz. Bald kommen sie an die Thüre des Zimmers, wo Rosa-Maria schläft. Der Greis klopft sachte an.

„Wer ist da?“ fragt das junge Mädchen.

„Ich, mein Kind, Ihr alter Freund: der Vater Savenay.“

Ein Freudenschrei ertönt und die Thüre geht alsbald auf. Der Greis tritt bei Rosa-Maria ein und Franz tanzt in seine Kammer zurück, indem er sagt: „Hei da! Niemand sieht und hört Etwas. Die Finesse ist überlistet, die sich die Ohren abschneiden würde, wenn sie erführe, daß ein Anderer mehr weiß, was im Hause vorgeht, als sie.“

Rosa-Maria fühlt beim Anblick ihres alten Freundes eine lebhafte Freude, dieser aber kann eine traurige Empfindung nicht zurückhalten, wie er bemerkt, daß das junge Mädchen bereits einen Theil ihrer Farbe und den Glanz der Gesundheit auf ihrem Gesichte, den sie hieher mitgebracht, verloren hat. Er drückt ihre Hände und bittet sie, ihm zu sagen, wie es ihr bei ihren Verwandten geht, was sie bekümmert.

Rosa-Maria vertraut dem guten Greise die Behandlung, die ihr widerfährt, die unerquickliche Anwendung ihrer Zeit, und verbirgt ihm die Qual ihrer neuen Existenz nicht.

„Wie,“ ruft Vater Savenay aus, „und keine Zerstreung, kein Vergnügen! Kann man in Ihrem Alter so existiren? Niemals ausgehen ist der Gesundheit schädlich. Eine Blume ohne frische Luft welkt und verliert schnell ihren Reiz. Ein junges Mädchen ist auch eine Blume und ich sehe auf Ihrem Antlitz wohl, daß Sie, an das freie Landleben gewöhnt, durch einen fortwährenden Zimmeraufenthalt sehr leiden. Sie müssen ausgehen, mein Kind, und da Ihre Verwandten sich mit Ihnen nicht zeigen wollen, was denselben, unter uns gesagt, nicht zur Ehre gereicht, so müssen Sie allein ausgehen: zum Beispiel Morgens, in der Frühe; wer hindert Sie da, wo dieselben noch schlafen, an einem kleinen Spaziergang auf den Boulevards?“

„O, mein Freund, allein auszugehen hätte ich nie gewagt; ich kenne Paris nicht, ich könnte mich wieder verirren.“

„Nun ja, allein, mag es allerdings nicht passen, mit mir, da kann es nichts schaden. Also von morgen an hole ich Sie ab. Um welche Stunde gehen Sie gewöhnlich hinab?“

„Vor halb zehn Uhr werde ich nie gerufen.“

„Also denn: um sieben Uhr werde ich an Ihre Thüre klopfen und wir gehen spazieren. Wenn ich nur um halb neun Uhr auf dem Bureau bin, so geht das schon; die Andern kommen immer später. Morgen früh denn, das ist ausgemacht.“

„Wie, mein Beschützer, Sie wollten? . . . Aber wenn man es erfährt, wenn man mich schilt?“

„Wir begehen ja kein Unrecht, mein Kind; ich nehme Alles auf mich. Ich betrachte mich als Ihren Vater und will hauptsächlich nicht, daß Sie wieder krank werden.“

Rosa-Maria hat eingewilligt, denn im Grunde wünschte sie es recht von Herzen; sie verspricht, am nächsten Tage Schlag sieben Uhr zum Ausgang gerüstet zu sein und der Vater Savenay geht ganz vergnügt weg, ja erlaubt sich sogar auf der Treppe, trotz dem strengen Verbot, zwischen den Zähnen zu summen:

„Sterblicher, den schönen Tagen
Füge frohe Tage bei!“

Am andern Morgen ist der Greis so pünktlich wie ein junger Liebhaber. Um sieben Uhr klopft er sachte an Rosa-Maria's Thüre: diese kommt mit einem Häubchen auf dem Kopf, das sie noch hübscher machen würde, wenn es möglich wäre. Beide gehen vorsichtig und geräuschlos die Stiege hinab. Bald haben sie das Haus hinter sich, jetzt athmet das junge Mädchen freier auf; sie hängt sich an den Arm ihres Führers und Beide begeben sich nach den Boulevards. Das Wetter ist kalt, aber schön. Sie fühlen sich glücklich, beisammen zu sein, die beiden verwandten Seelen, und ihre Gefühle einander eröffnen zu können ohne die störende Gegenwart Dritter. Rosa-Maria verbirgt dem guten Savenay nicht, daß sie einen Plan entworfen habe, um zu ihrem Vater zurückzukehren und nicht wieder nach Paris zu kommen. Der Greis, obwohl ihr Mißvergnügen billigend, sor-

bert sie dennoch zur Geduld auf, überzeugt, daß Oheim und Tante sie am Ende mit mehr Freundschaft behandeln werden.

Bei dem Vergnügen, das ihnen der Morgenspaziergang gewährt, finden der Greis und das junge Mädchen, daß die Zeit allzuschnell herumgeht. Es schlägt acht Uhr und sie sind am Eingang der elysäischen Felder.

„Wir müssen heimkehren,“ sagt Rosa-Maria aus Furcht, sich zu verspäten.

„Sie haben Recht,“ antwortet Savenay, „denn wir können ja, hoffe ich, noch oft diese kleinen Spaziergänge machen, die uns wohl thun werden.“

Beide kehren um. In diesem Augenblick kommt ihnen ein junger Mann entgegen. Er nähert sich und Rosa-Maria, welche aufgeschaut hat, fühlte ihr Herz bei seinem Anblick mächtig schlagen. Bald steht dieser Mann vor ihnen: er heftet seine Blicke auf das junge Mädchen, sieht blaß und verwirrt aus, aber plötzlich, als hätte ihn eine augenblickliche Schwäche gereut, eilt er weg, auf Rosa-Maria einen kalten und beinahe verächtlichen Blick werfend.

„Mein Gott, mein Gott! er ist es... es ist Herr Leopold!“ ruft das junge Mädchen aus. Dann schaut sie zurück, in der Hoffnung, daß der Vorübergehende sich noch nicht entfernt habe, aber Leopold, denn er ist es allerdings, hat seine Schritte verdoppelt und ist schon weit von derjenigen, welche durch sein Wiedersehen so sehr erfreut wurde. Doch bald verwandelt sich diese Freude in Schmerz, was oft bei

der Liebe vorkommt. Rosa-Maria, die das Betragen Leopolds nicht enträthseln kann, stammelt mit zitternder Stimme: „Wie, er ist es und er redet mich nicht an? Gewiß hat er mich gut gekannt... o ja, er sah mich stark an und plötzlich ist dieser Blick kalt, feindselig geworden. Mein Gott, was soll das bedeuten? Was habe ich denn gethan, um ihn gegen mich aufzubringen?“

„Was haben Sie, mein Kind? Sie kennen diesen jungen Mann, der eben an uns vorüberging?“

„Ach ja, lieber Freund.“

„Ist es auch einer Ihrer Bettern?“

„Nein, lieber Freund; doch einerlei. Es war mir so lieb, ihn wiederzusehen, und er hat ein feindseliges Betragen gegen mich angenommen.“

„Sie hatten mir niemals von diesem jungen Manne gesagt, meine Tochter; in Paris konnten Sie ihn nicht kennen lernen.“

„Nein, lieber Freund, es ist nämlich... o, warten Sie, ich konnte Ihnen das noch nicht erzählen, aber heute sollen Sie Alles erfahren, wie ich es auch hätte meinem Vater sagen sollen; denn ich sehe wohl, man sollte kein Geheimniß vor seinem Vater haben.“

„In der That, mein Kind, wäre das besser, aber Jedes hat seine Schwachheit, und da die Väter auch einmal jung gewesen sind, so dürfen sie nicht gar zu strenge sein. Reden Sie, mein Kind.“

Rosa-Maria erzählt ihrem alten Freund, wie sie den jungen Maler kennen gelernt: die Begegnung im Wald von Fontainebleau, die Porträtirung, ihre

gegenseitige Vertraulichkeit, das Geständniß seiner Liebe und sein Versprechen, sie daheim zu besuchen. Der Greis hat Rosa zugehört, ohne sie zu unterbrechen; dann betrachtet er sie genau und liest in ihren schönen Augen, daß sie ihm Nichts verborgen hat, daß diese Liebe edel und rein ist. Er antwortet ihr lächelnd: „Nu, nu, mein Kind, das Uebel ist nicht so arg; freilich hätten Sie das Alles Ihrem Vater erzählen sollen, aber wahrscheinlich haben Sie damit auf die Rückkehr des jungen Mannes gewartet?“

„Ja, lieber Freund; er ist aber nicht zurückgekehrt.“

„Da sehen Sie, daß man den Worten junger Männer nicht so leicht glauben darf; vielleicht hat er Sie vergessen.“

„Aber ich, lieber Freund, ich habe ihn nicht vergessen, denn seitdem habe ich immer an ihn gedacht.“

„Daraus folgt noch nicht, daß auch er es thue: des Mannes Herz ist nicht ganz so wie das des Weibes, obwohl sie einander in manchen Stücken gleichen.“

„Aber, lieber Freund, Herr Leopold ist vielleicht seit meiner Anwesenheit in Paris in Avon gewesen.“

„Das wäre möglich.“

„Warum hat er mir aber denn, wie er mir so eben jetzt begegnete, keinen Gruß gegeben? warum dieser gleichgültige Blick? Was sage ich? Mehr noch: beinahe Verachtung lag in seinen Augen. Verdienne ich das? ich, die sich bei seinem Wiedersehen so glück-

lich fühlte? O, das ist recht schönede von ihm, daß er mich so ansah und vorüberging, ohne mich anzureden."

Rosa-Maria hält ihr Schnupftuch vor die Augen, um die hervorströmenden Thränen zu verbergen; der Vater Savenay drückt ihr den Arm und sagt: „Ei, ei, mein Kind, was soll das bedeuten? Kummer, Thränen für einen jungen Menschen, den Sie vergessen haben sollten, weil er nicht, seinem Schwure getreu, zu Ihrem Vater gekommen ist! Auf, Muth gefaßt, das Herz mit Stolz bewaffnet! Bedenken Sie, daß Sie geliebt zu werden verdienen, bevor Sie ihre Liebe hingeben.“

„Aber, lieber Freund, da ich sie einmal hingegeben habe, so kann ich sie nicht wieder zurücknehmen.“

„Doch, mein Kind, dergleichen läßt sich zurücknehmen!... Aber da sind wir an Ihres Oheims Hause... verschlucken Sie Ihre Thränen... Geduld, Unterwerfung... und sollten Sie es aber dennoch in Paris gar zu unausstehlich finden, wollten Sie durchaus zu Ihrem Vater zurückkehren...“

„O nein, nein, lieber Freund; ich glaube, daß ich mich an das Leben im Hause meines Onkels gewöhnen, daß ich am Ende damit zufrieden werde. Aber nicht wahr, lieber Freund, wir gehen noch oft des Morgens spazieren?“

„Ja, mein Kind, ja, ich werde Ihnen immer zu Diensten stehen.“

„O, wie gut Sie sind, Sie.“

Man war vor dem Hause des Banquiers; das

junge Mädchen geht schnell in ihr Zimmer hinauf und der Greis in das Bureau hinein.

Drittes Kapitel.

Ein Beilich n in einem Parterre.

Rehren wir in das Dorf Avon zurück und erfahren wir, warum Hieronymus, der gute Landwirth, welcher seine Tochter so sehr liebt, dieser keine Nachricht von sich gegeben hat, da sie ihm doch bei ihrer Wiedergenesung geschrieben hatte. Einen zärtlichen Vater darf man nicht wegen Gleichgültigkeit beargwohnen, daher müssen wir den Grund seines Betragens auffuchen.

Rosa-Maria's Abreise hatte Hieronymus schmerzlich bewegt; ein großer Aufwand von Muth war bei ihm nöthig gewesen, um sich von seinem Kinde zu trennen, und wenn er in ihrer Gegenwart nicht geweint hatte, so geschah es nur, weil seine Tochter beim Anblick seiner Thränen nicht eingewilligt hätte, ihn zu verlassen. Weil er jedoch das Glück seiner Rosa durch ihren Aufenthalt in der Nähe ihrer Oheime festzustellen hoffte, so hatte er die Größe seines Schmerzes vor ihr verborgen.

Traurig schlichen die ersten Tage in dem kleinen Hause des Landmannes nach der Abreise des jungen Mädchens hin; doch unverdroffene Arbeit gewährt Zerstreuung von jedem Kummer. Hieronymus handelte nach diesem Grundsätze; hernach, wenn er von

dem Felde heimkehrte und an seinem Herde ausruhte, unterhielt er sich von seiner Tochter mit Manon, er sprach ohne Unterlaß von ihr und in seinem Herzen dachte er: sie muß auch dort geliebt werden, hier liebte sie ja Jedermann.

Und Manon redete wie ihr Herr und stimmte Allem bei, was ihn trösten konnte.

Eines Tages jedoch war Hieronymus, da er vom Felde heimkehrte, ganz überrascht, von seiner Magd zu erfahren, daß ein schöner, junger, vornehmstädtisch gekleideter Mann gekommen sei, nach seiner Tochter zu fragen und bei der Nachricht von ihrer Abreise nach Paris sich sehr erstaunt, sehr traurig geberdet und sofort sich wieder entfernt habe, ohne Weiteres zu sagen und sogar ohne mit dem Vater des Mädchens, das er zu kennen schien, sprechen zu wollen.

Der gute Dorfbewohner hatte eine Menge Vermuthungen über diesen Besuch angestellt und war am Ende dabei stehen geblieben, daß dieser junge Mann seine Tochter zu Fontainebleau im Hause der Damen, wo sie zuweilen arbeitete, gesehen haben konnte; daß er vielleicht im Auftrag derselben gekommen sei, um nach ihr zu fragen und den Zweck seines Besuches für erreicht gehalten habe, als er ihre Abreise nach Paris erfuhr. Damit schlug sich Hieronymus diesen Besuch aus dem Sinne; er hegte zu viel Vertrauen zu seiner Tochter, um etwas Strafbares in der Bekanntschaft derselben mit dem Fremden zu argwohnen.

Aber Tage, Wochen vergingen und Hieronymus erhielt keine Nachricht von Paris, keinen Brief von Rosa-Maria. Er beruhigte sich damit: „Wenn sie die Oheime nicht gut aufgenommen hätten, so wäre sie zu mir zurückgekehrt.“

Das längere Stillschweigen seiner Tochter jedoch versetzte ihn allmählig in Erstaunen und Besorgniß. Um diese Zeit hätte Hieronymus den Brief seiner Tochter, welchen sie ihm nach ihrer Wiederherstellung schrieb und worin sie ihm ihre Adresse bei Vater Savenay angab, empfangen haben sollen. Dem war aber nicht so und zwar aus folgendem Grund: Man wird sich erinnern, daß Desid. Glureau, der Straßenkehrungsinspector, sich in dem Augenblick bei Savenay befunden hatte, wo Rosa-Maria den Brief an ihren Vater schloß; sie hatte ihm denselben anvertraut und auf die Post zu geben ersucht und er hatte die Commission mit Vergnügen angenommen, mit den Worten: „Nichts Leichteres! In Paris gibt es in jeder Ecke eine kleine Post.“

Aber die leichtesten Sachen sind oft gerade diejenigen, womit es Einem schief geht, weil man die nöthige Vorsorge dabei vernachlässigt.

Als Glureau aus der Wohnung des Vaters Savenay ging, war ihm sein junger Freund, Herr Feroce, begegnet. Dieser, welcher Abends zuvor ein Profitchen mit Contremarken an einem Theater gemacht hatte, war ihm mit dem Antrag entgegengekommen, daß er ein paar Stiefel Wein aufwischen wolle. Glureau war ein braver Kerl, aber einem

guten Schluß konnte er nicht widerstehen. Auf den ersten Stiefel folgte der zweite und dann noch andere. Diesen Herren war beinahe ein Imi durch die Gurgel gerollt; dann hatte man den Beseninspector geholt, weil er seit dem lieben Morgen Nichts inspicierte.

Im Augenblick, wo er an sein Geschäft ging, hatte Glureau den Brief aus der Tasche gezogen und gerufen: „Ei, so soll doch das Donnerwetter! ... da habe ich vergessen, das Ding da in eine Briefflade zu werfen.“

„Geh' an Dein Geschäft und gebe es mir,“ hatte Feroce gesagt; „ich kann es eben so gut in die Post hineinschmeißen als Du.“

Der Mann mit dem gerunzelten Hute hatte seinem jungen Freunde den Brief übergeben. Dieser war in das Wirthshaus zurückgegangen und hatte sich vollends toll und voll gesoffen. Als er in diesem Zustand seine Pfeife anzünden wollte, war ihm dann dieser Brief, von dem er Nichts mehr wußte, als Tibibus in die Hände gekommen.

Darum hatte Hieronymus Nichts von seiner Tochter erfahren. Allgemeine Regel: Wenn du einen Brief von Wichtigkeit hast, so gebe dir die Mühe und trage ihn selbst zur Post; denn wenn Andere eine Nachlässigkeit oder Vergesslichkeit in dieser Beziehung an dir begangen haben, so gestehen sie es nicht ein.

Hieronymus' Besorgniß war auf den höchsten Grad gestiegen; er wollte bereits selbst auf Erkundi-

gung nach Paris reisen, als ihm endlich ein Brief zuging. Es war derjenige, welchen Rosa-Maria unter dem Diktat ihres Oheims St. Godibert geschrieben hatte.

Hieronymus hatte den Styl dieses Briefes sehr seltsam gefunden. Ihm war es unbegreiflich gewesen, wie seine Brüder Niclas und Eustach sich hatten in St. Godibert und Mondigo umgestalten können. Aber seine Tochter sagte ja auch, daß sie von ihrem Oheim auf's Beste aufgenommen worden sei und für ihn war das die Hauptsache. Fortan unbesorgt um Rosa-Maria's Loos hatte er den guten Rath, sich mit keinem Besuche bei seiner Tochter zu bemühen, auf freundschaftliche Weise ausgelegt und gedacht: „Es wird selber kommen, das theure Kind; es wird meiner Rosa Freude machen, wieder auf dem Felde umherzuschweifen, ihre Blumen, ihren Garten wiederzusehen. Uebrigens befindet sie sich ja auf's Beste bei ihrem Oheim, der sie gut aufgenommen hat. Man liebt sie schon, darauf wette ich. Ich brauche also künftig keine Sorge zu haben.“

Natürlich war Hieronymus' Plan, nach Paris zu reisen, gleich nach Empfang dieses Briefes von ihm aufgegeben worden.

Während dieß im Dorfe vorging, verursachte Rosa-Maria's Anwesenheit im Hause des Herrn St. Godibert eine halbe Revolution. Erstens speiste der Sohn des Hauses nicht mehr auswärts, um jedes Mal in Gesellschaft seiner Base zu speisen; Abends wäre er auch noch gerne zu ihrer Unterhal-

tung dageblieben, wenn seine Eltern es gestattet hätten; aber Madame St. Godibert duldete nicht, daß irgend ein Mann, ihr Gemahl ausgenommen, in Rosa-Maria's Arbeitsstübchen eindrang.

Der schöne Nefte machte gleichfalls häufige Besuche bei seinem Oheime: er kam den Tag über, er kam des Abends; aber das Zimmer, worin die hübsche Arbeiterin sich befand, war ein verbotener Baum für ihn. Friedrich rächte sich dafür dadurch, daß er unaufhörlich von seiner Cousine redete, stets nach ihrem Befinden fragte und sich durch die trockenen Antworten seiner Tante den Mund nicht schließen ließ.

Franz endlich fand, trotz Mamsell Fifine's Argusaugen und den Befehlen seiner Herrschaft, Mittel und Wege, dem jungen Mädchen tausend Aufmerksamkeiten, tausend Gefälligkeiten zu erweisen, wofür diese ihn mit einem anmuthigen Lächeln belohnte, für welches der normännische Bediente Herrn und Frau St. Godibert durchgewalkt hätte, wäre ein solcher Wunsch in Rosa-Maria's Augen zu lesen gewesen.

Diese Letzteren bemerkten wohl, was vorging. Der Herr sagte bisweilen: „Die schönen Augen dieser Kleinen verrücken Jedermann den Kopf. Ich glaube wahrhaftig, wenn man unsern Sohn machen ließe, er würde mir Nichts dir Nichts in Rosa-Maria verliebt! Aber wir sind da, ihn zu überwachen; mag er sie von ferne, so lange er will, beglasaugen: nie soll er eine andere als eine reiche Frau heirathen... ich baue sehr auf Fräulein Soufflat.“

„An eine Heirath mit der Tochter dieses Bauern

denken?“ schrie die dicke Angelika achselzuckend; „da müßte Julian sehr zur Canaille gehören! ... Und dieser Friedrich, der unaufhörlich von seiner Cousine schwätzt, der alle Augenblicke hieherkommt, in der Hoffnung, sie zu sehen! Hui und pfui! ... die jungen Burschen sind in der That närrisch.“

„Man könnte die Sache schnell in's Reine bringen, liebe Frau: man brauchte nur die Kleine heimzuschicken.“

„Allerdings; aber die Rosa-Maria ist mir sehr nützlich; sie arbeitet wie ein Engel: sie richtet meine Schnürleibchen zu, daß ich eine Wespentaille habe. Warum sie entlassen? Genug, daß wir über sie wachen.“

„Schon recht, liebe Frau; aber seit sie hier ist, haben wir keine große Gesellschaft gegeben und ich will mich durch ihre Anwesenheit an einem nobeln Auftreten nicht hindern lassen.“

„Deshalb brauchen wir uns keinen Zwang anzuthun, mein Herr; laden Sie immer Ihre Leute ein: selbigen ganzen Abend bringt Rosa-Maria dann auf ihrem Zimmer zu.“

Einige Tage nach diesem Zwiegespräch ist große Abendgesellschaft bei Herrn St. Godibert, der noch mehr Gäste eingeladen hatte, weil eine solche Einladung lange verschoben geblieben war.

Friedrich hatte mit Entzücken von der Sache gehört, weil er endlich seine Cousine bei dieser Gelegenheit wiederzusehen hoffte.

Julian schmeichelt sich nicht viel mit dieser Hoff-

nung, weil er jeden Tag sieht, wie sorgfältig man die Base hinter Schloß und Riegel thut; indes hofft er, man werde Rosa-Maria in ihrem gewöhnlichen Arbeitsstübchen lassen und da werde er sich, während seine Eltern für Anderes zu sorgen hätten, einen Augenblick bei seinem Bäschen einschleichen können.

Herr Derneſty, der wie gewöhnlich zu den Einzelgeladenen gehört und seit der letzten Abendgesellschaft nicht mehr bei dem Banquier erschienen ist, hat sich gleichfalls entschlossen, hinzugehen; das Verlangen, dieses von Friedrich so vielgepriesene junge Mädchen zu sehen, trug bedeutend zu seinem Entschlusse bei.

Was den Oheim Mondigo betrifft, der seine Nichte seit dem Tage, wo sie in seines Bruders Haus gebracht worden war, nicht mehr gesehen hat, so kennt er diesen zu gut, als daß er nicht wüßte, Rosa-Maria werde in der Abendgesellschaft nicht sein; dieß versichert er auch zuversichtlich seiner Frau, welche zu ihm sagte: „Wenn ich mich auf den Anblick Ihrer Nichte im Hause Ihres Bruders gefaßt machen müßte, so erkläre ich, mein Herr, daß ich nicht hinginge. Denn in meinem Alter will ich mich nicht aussetzen, von einem großen siebenzehnjährigen Mädchen Tante geheißen zu werden; das wäre scheußlich.“

Während des ganzen der Reunion vorangehenden Tages hat Rosa-Maria der Mamsell Fifine zu den Vorbereitungen geholfen. Die Kammerjungfer wiederholt unaufhörlich mit spöttischer Miene: „Ah, das wird einen schönen Abend hier geben: wie viel elegante Welt, wie viel geschmückte Frauen wer-

den da sein, wie viele gute Sachen wird man auf-tischen... aber es wird auch eine auserlesene Gesellschaft sein; nicht Jedermann wird dazu dürfen.“

Rosa= Maria ist jedoch gegen alle diese Redensarten gleichgültig. Ihre Tante hat ihr schon bedeutet, daß sie sogleich nach dem Mittagessen in ihr Zimmer hinaufgehen müsse, und weit entfernt, niedergeschlagen darob zu sein, hat das junge Mädchen diesen Befehl mit Freude vernommen. Sie bedauert es keineswegs, daß sie mit all' den erwarteten Gästen nicht zusammentrifft; sie denkt, mitten unter dieser schönen Gesellschaft müßte sie sehr verlegen sein, und zudem freut es sie mehr, in der Einsamkeit ungestört an Leopold denken zu können, an dessen Wiederbegegnung ihre ganze Hoffnung hängt; denn sie kann sich nicht denken, daß er stets stumm an ihr vorübergehen werde.

Um neun Uhr Abends sind die Säle erleuchtet, das hausherrliche Paar im höchsten Staat und die Domestiken auf ihrem Posten. Bald langt die Gesellschaft an. Sie besteht fast ganz aus unsern alten Bekannten vom früheren Diner und einigen neuen Gesichtern.

Herr Soufflat mit seiner Tochter, deren Nase unglücklicher Weise nicht abgenommen hat, befindet sich hier; Frau Doguin mit ihrem Gemahl, dessen Füße fortwährend dasselbe Leiden haben; das schelmische Fränzchen kommt mit ihrem Manne, der an Nichts denkt, als was die Römer trugen; der Major Krauteberg gibt sich mit jener Gutmüthigkeit, welche

ihn bei Jedermann empfiehlt, Herr Candrillon mit seinem unbesonnenen Wesen, das man schon gewöhnt ist, und Herr Roquet, der mit den Jahren noch immer mehr Eroberungen zu machen sucht, zeigt sich in einem eines Löwen von Neu-Athen würdigen Aufzug. Endlich bringt auch der Mann von Geist seine blonde Frau mit den schmachthenden Augen: Clementine hat mit einem Blick den Saal durchlaufen, um sich zu vergewissern, ob sie keine Richte fürchten müsse, während ihr Gemahl Herrn Doguin gepackt hat, um ihm den Stoff eines neuprojektirten Stückes auseinander zu setzen.

Julian ist gar nicht erstaunt, seine hübsche Cousine nicht in dem Saal zu finden; wie er jedoch das Boudoir seiner Mutter, so wie das Cabinet, worin gewöhnlich Rosa-Maria arbeitet, gleichfalls erleuchtet sieht, so kann er sich wohl denken, daß Rosa-Maria nicht unten sei, und nachdem er sich davon überzeugt hat, kehrt er mit ganz schlechter Laune in den Salon zurück.

Derneffy bleibt nicht lange aus; seine beim Eintritt etwas unsichern Augen haben bald ihre gewöhnliche Sicherheit wieder erhalten und nachdem er alle Damen des Circels gemustert, geht er auf Julian zu und flüstert ihm in's Ohr: „Wo ist denn diese reizende Base, von der mir Friedrich geredet hat?“

„Sie erhielt keine Erlaubniß, herabzukommen,“ antwortet Julian.

„Zum Teufel! das ist sehr widerwärtig; denn
Paul de Rod. LXXVIII.

hauptsächlich um sie zu sehen, bin ich gekommen ... denn aus begreiflichen Gründen liegt mir unter gegenwärtigen Verhältnissen wenig daran, hieher zu kommen."

"Stille, schweig'!" antwortet Julian, unruhige Blicke um sich werfend; "wenn man Dich hörte!"

"O, zum Henker! ich rathe Dir, zu reden; was ich da sage, ist unverfänglich, während Du mir an selbigem Abend Mitleiden einflößtest! Wenn man sich vor der Welt nicht fassen kann, so muß man wegbleiben."

"Ach, wenn Du wüßtest, was ich an jenem Abend ausstand, da ich ihn wieder erkannte..."

"Genug, genug; hoffentlich kommt er nicht herauf?"

"Nein, niemals."

"Zwar hätten wir durchaus Nichts zu fürchten; aber doch ist es immerhin widerwärtig, sich zusammen zu finden mit..."

"O, hätte ich voraussehen können, daß eines Tages..."

"Stille doch, da kommt Friedrich."

Der große junge Mann tritt in den Salon. Zuerst begrüßt er einige Damen und besonders Frau Marmodin, die ihn mit gereizter Miene ansieht, weil er seit einiger Zeit weit weniger um sie bemüht ist; sodann sucht er mit den Augen in allen Ecken und Ecken der Zimmer; bald beißt er die Zähne übereinander und seine Augenbrauen ziehen sich zusammen. Doch jetzt gewahrt er seinen Better und Der-

nesty und eilt mit seiner gewöhnlichen Heterkeit auf sie zu.

„Je nun, sie ist nicht hier!“ sagt Dernesty.

„Man hat ihr befohlen, diesen Abend in ihrer Stube droben zu bleiben,“ seufzt Julian vor sich hin.

„Und ich war doch nur gekommen, um sie zu sehen,“ fällt Dernesty ein.

Friedrich neigt sich zu ihnen hin und flüstert: „Geduld, ihr werdet sie sehen.“

„Wie, sie wird diesen Abend hieherkommen?“

„Ja.“

„Unmöglich.“

„Ich bin dessen gewiß.“

„Du willst sie also in ihrer Stube holen?“

„Nein, nicht ich, aber Jemand, der es sehr gut besorgen wird.“

„Vielleicht dieser Greis, der Vater Savenay?“ fragt Julian, die Farbe wechselnd.

„Ei warum nicht gar! ich weiß etwas Besseres. Es ist Jemand, dem ich fürsichtlich erzählt habe, daß die Tochter unsers Oheims Hieronymus hier im Hause set und daß diesen Abend hier großer Empfang stattfinde, denn ich konnte mir schon denken, er sei nicht eingeladen.“

„Dieser Jemand...“

„Stille, da ist er.“

Die Salonthüre ist aufgegangen: es erscheint der Vetter Brouillard. Statt ganz in Schwarz gekleidet zu sein, wie gebräuchlich, wenn er zu St. Godiberts in große Gesellschaft kommt, tritt der Vetter Brouil-

lard dieß Mal im Werktagskleide auf: er trägt einen naturfarbenen ziemlich verbrauchten Rock, eine altmodische Weste und bräunliche Beinkleider ohne Stege.

Der Frau St. Godibert entfährt ein ersticker Schrei, wie sie ihren Vetter hereinkommen sieht. Sie sieht ihren Mann an, als wollte sie ihn fragen: „Haben Sie die Dummheit begangen, ihn einzuladen?“

St. Godibert, der diese Pantomime vollkommen versteht, antwortet halblaut: „Nein, wahrhaftig, ich hatte ihn nicht eingeladen. Der Teufel muß ihm zugerannt haben, daß wir heute Abend empfangen.“

„In solchem Aufzug sich zeigen, das ist gemein.“

Herr Brouillard indes, der Jedermann wohl zu finden wußte, weil Friedrich ihm das Nöthige gesagt hatte, schreitet bis in die Mitte des Salons auf St. Godibert zu, indem er überlaut ausruft: „Guten Abend, Vetter. Ah, Sapperment, ich wußte nicht, daß Sie diesen Abend Gesellschaft haben, darum kam ich ungenirt... warum erfuhr ich es denn nicht wie gewöhnlich? Frau Base, ich habe die Ehre, Ihnen guten Abend zu wünschen. Sind Sie krank gewesen?“

„Nun, warum soll ich denn krank gewesen sein, mein Herr?“ antwortet Angelika mit saurem Gesicht.

„Weil Sie mir diesen Abend schlecht auszusehen scheinen; übrigens wäre das kein Grund: man hat keine schönen und keine häßlichen Tage; man kann gelb aussehen und doch sehr gesund sein.“

Madame St. Godibert verfällt beinahe in einen

Nervenkrampf, aber sie wagt keine bittere Antwort; im Gegentheil will sie ein Lächeln erzwingen, doch das gelingt ihr durchaus nicht.

„Ei, da ist ja mein Better Mondigo und seine schäßbare Gattin!“

Herr Brouillard legt wie absichtlich Nachdruck auf das Wort schäßbar. Dann, nachdem er seine Bekannten begrüßt, kehrt er in die Mitte des Saales zurück, erfaßt geschickt einen Augenblick des Stillschweigens und ruft aus: „A propos! wo ist denn aber diese reizende Person, dieses hübsche, kleine Cousinchen, die jetzt bei Ihnen wohnt, so viel ich vernehme?“

St. Godibert und seine Frau werden dunkelblau; Mondigo schlägt die Augen nieder; Clementine hört mit Unruhe zu. Der Better fährt, immer sehr laut redend, fort: „Ah, mein Better St. Godibert, das ist ein sehr schöner Zug von Ihnen, Ihre Bescheidenheit macht Sie erröthen, aber die edlen Handlungen sind zu selten, als daß man sie nicht an das Licht ziehen sollte!“

„Wie, Herr St. Godibert hat eine edle Handlung verrichtet?“ fragte Herr Soufflat mit erstaunter Miene und auf den Zehen stehend.

„Ja, mein Herr, eine sehr verdienstliche Handlung!“

„So schweigen Sie doch, Better Brouillard,“ sagte St. Godibert; „reden Sie nicht davon.“

„Mit Erlaubniß: nein! Ich will davon sprechen, ich will Jedermann sagen, daß Sie eine junge un-

benittelte Nichte in Ihr Haus aufgenommen haben, daß Sie und Ihre theure Gattin dieses junge Mädchen wie Ihr Kind behandeln. Uebrigens verdient die Kleine Ihre ganze Theilnahme: zum Ersten ist sie so hübsch! Ach, welches reizende Geschöpf, diese junge Rosa-Maria! Selten sieht man so viele Reize beisammen.“

Die Männer gehen auf Herrn Brouillard mit antheilnehmender Miene zu; Herr Candrillon klopft Herrn St. Godibert auf den Bauch und sagt mit seiner Stentorstimme: „Ah, wir machen solche Streiche im Verborgenen? Brav! Ich liebe edelmüthige Herzen ... aber wo ist denn dieses kleine Meerwunder, von welchem Ihr Better redet? Ich hoffe, man wird sie zu Gesicht bekommen.“

Herr St. Godibert stammelt sinnlose Worte. Angelika beeilt sich zu sagen: „Unsere junge Verwandte befindet sich in den Gemächern, welche wir ihr oben eingeräumt haben; sie kann sich noch nicht in Gesellschaft vorstellen. Sie begreifen doch, daß ein junges Mädchen, welches auf dem Lande wohnte, allzu linkisch, allzu verlegen in großer Gesellschaft sein müßte.“

„Ei, zum Henker, was thut das?“ entgegnet Herr Candrillon; „ich liebe die linkischen, die schüchternen Frauenzimmer sehr; leider werden sie von Tag zu Tag seltener. O, Sie müssen uns die kleine Nichte sehen lassen.“

„Zudem werden wir Rücksicht mit ihr haben,“ sagt Verneſty. „Aber wenn sie so schön ist, wie Herr

Brouillard versichert, so wette ich zum Voraus, daß sie derselben nicht bedarf."

"Das heißt," fällt Brouillard ein, "ich gerieth in starre Bewunderung, als ich diesen Sommer sie zu sehen das Vergnügen hatte."

"Teufel!" sagt Herr Roquet, gleichfalls aufstehend, "Sie verdoppeln unsern Wunsch, diese junge Person zu sehen."

Jetzt bemerkt Clementine, welche das Wort noch nicht genommen hatte, mit schlecht verhehltem Aerger: "Diese Herren begreifen, scheint es, nicht, daß Herr Brouillard sie zum Besten hat, daß er Ihnen das Bild eines nicht existirenden Originals vormalt!"

"Nicht existirenden, Frau Base?" antwortet Herr Brouillard. "Aber ich meine doch, Sie müssen das Gegentheil wissen, Sie müssen Ihre Nichte gesehen haben, denn Sie sind die Tante dieser reizenden Person."

Clementine erblaßt, zuckt zusammen, beißt sich in die Lippen und antwortet mit verächtlicher Miene: "O, ihre Tante! welcher Spaß!... Mein Mann ist ihr Oheim, aber ich bin ihr gar Nichts."

"Verzeihen Sie, Cousine, man ist immer die Tante von der Nichte seines Gemahls. Friedrich und Julian sind demnach Ihre Neffen nicht?"

"O, das sind junge Männer... mit ihnen hat es eine andere Bewandniß."

"Wenn Sie Rosa-Maria kennen würden," sagte Friedrich, "so wären Sie sicherlich die Erste, ihr Ge-
rechtigkeit wiederfahren zu lassen."

„Rosa-Maria? O Welch' schöner Name!“ ruft Herr Roquet.

„Sehen, sehen! Wir verlangen die kleine Schönheit zu sehen,“ erklärt Herr Candrillon; „nicht wahr, meine Herren?“

„Ja, ja!“

„Wie liebenswürdig doch diese Herren sind,“ sagte Fränzchen lachend. „Sie sehen aus, als ob sie uns Alle ihrer Blicke für unwürdig hielten . . . ein hübsches Gesicht scheint Etwas zu fein, das ihnen noch nie unter die Augen gekommen.“

„Das können Sie nicht glauben, meine Damen,“ antwortet Friedrich, „aber wenn man mitten in einem schönen Beete steht, ist es dann verboten, eine Blume weiter darin haben zu wollen?“

Alle Damen lassen sich durch dieses Compliment gewinnen; nur die beiden Tanten behalten ihr kaltwiderwärtiges Aussehen. Um die Sache in's Reine zu bringen, geht Herr Candrillon auf Madame St. Godibert zu und sagt ihr: „Nun, Mütterchen, nicht wahr, Sie werden uns die kleine Jugend herunterrufen?“

Die dicke Angelika wäre lieber unter die Dachtraufe gegangen, als sich Mütterchen heißen zu lassen, indeß nimmt sie sich zusammen und antwortet: „Es ist unmöglich, Sie zu befriedigen, meine Herren, denn unsere Schußbefohlene trägt noch ihre ländliche Kleidung und kann sich damit nicht in meinem Salon zeigen; es würde zu sehr gegen alle diese Damen abstechen.“

„Im Gegentheil, es wäre noch weit pikanter... nicht wahr, meine Herren?“

„Ganz gewiß.“

„Sie trägt vielleicht die Spissa oder das Crinum ... vielleicht hat sie die Calantica oder die Calyptra auf,“ ruft Herr Marmodin, „was ich sehr gerne untersuchen möchte.“

„Wohlan denn,“ nimmt der Better Brouillard wieder das Wort, „ich sehe, daß Jedermann meine junge Base kennen zu lernen wünscht und daß ihre edelmüthigen Verwandten selbst sich geschmeichelt fühlen werden, sie der Gesellschaft vorzustellen; also gehe ich selbst, sie zu holen.“

„Better, das ist überflüssig, sie wird nicht herabkommen wollen!“ schreit Angelika.

„Sie wissen nicht, wo sie wohnt!“ ruft St. Godibert.

Aber Brouillard hört Beide nicht. „Ich werde sie wohl finden,“ antwortet er und ist schon aus dem Salon geeilt.

Im Vorzimmer aber läuft Franz, welcher wahrscheinlich das Talent hat, zu behorchen, was im Saale gesprochen wird, auf Herrn Brouillard mit den Worten zu: „Kommen Sie, mein Herr, ich werde Ihnen den Weg zeigen und Sie an das Zimmer des Fröleins Rosa-Maria führen.“

Die Tochter Hieronymus' war allein in ihrem Mansardenstübchen; aber seit ihrer Begegnung mit dem jungen Maler langweilte sie sich weniger. Warum aber hat dieses Zusammentreffen mit Leopold,

der sich doch nur kalt und gleichgültig gegen sie bewies, dessenungeachtet ihr Gefühl und ihren Muth neu belebt? Darum, weil sie beim Wiedersehen des geliebten Mannes in Paris sich nicht mehr so einsam fand; weil sie insgeheim die Hoffnung, Leopold noch ein Mal zu begegnen, bewahrte; endlich, weil in der Liebe Das, was uns Thränen und Leiden verursacht, dafür auch vor Langeweile schützt. Letzteres ist nicht immer der Fall bei der glücklichen Liebe.

Rosa-Maria arbeitete am Sticdrahmen, von dem jungen Maler träumend und immer nachsinnend, warum er ihr nicht ein einziges artiges Wort gesagt, als sie mehrmals an ihrer Thüre klopfen hörte, worauf eine Stimme sich hören ließ: „Ich bin es, mein Bäschen: Brouillard... öffnen Sie mir gefälligst!“

Franzens Stimme fällt beinahe zugleich ein: „Fürchten Sie Nichts, Frölein Rosa-Maria: es ist einer Ihrer Bettern, der auf Besuch zu Ihnen kommt.“

Das junge Mädchen hat Franzens Stimme erkannt; sie öffnet die Thüre und sieht in der That neben dem Bedienten die Fuchsnase des Betters, der eines Tages in's Haus ihres Vaters gekommen war.

Brouillard tritt ein und begrüßt Rosa-Maria mit besonders liebenswürdiger Miene. Franz geht die Stiege wieder hinab, indem er sagt: „Hier ist die Frölein Nichte... wenn Sie einmal wieder kommen, so wissen Sie jetzt den Weg.“

„Guten Abend, mein reizendes Bäschen,“ sagte

Herr Brouillard; „Sie erwarteten mich wohl heute Abend nicht?“

„In der That, mein Vetter... Sie haben also meinen Oheim besucht?... Man wird Ihnen gesagt haben, daß ich hier sei; es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie sich wegen meiner heraufbemühen.“

„Bemühen? O, ich kam mit Vergnügen, meine liebe kleine Base; ich komme Sie abzuholen... man fragt, man sehnt sich nach Ihnen im Salon drunten, Sie müssen mit mir hinabgehen.“

„Wie, mein Vetter, ich soll hinabgehen in den Salon des... Herrn St. Godibert, wenn er große Abendgesellschaft hat? O, das ist unmöglich! Madame hat mir im Gegentheil befohlen, daß ich diesen Abend auf meinem Zimmer bleibe und im Ganzen ist mir das eben so lieb.“

„Madame... wer das?“

„Madame St. Godibert.“

„Warum sagen Sie nicht, meine Tante?“

„Weil sie lieber will, daß ich ‚Madame‘ sage.“

„Wahrhaftig, da möchte man vor Lachen plätzen. Liebes Bäschen, Sie müssen dennoch mit mir hinab.“

„Nein, ich wage es nicht, in diese zahlreiche glänzende Gesellschaft zu gehen, zumal da man es mir verboten hat.“

„Aber wenn ich Ihnen sage, daß man mich schickt, Sie abzuholen!“

„Wie? Madame St. Godibert...“

„Ja, die St. Godiberts heißen Sie herabkommen... dann ist auch noch Ihre Tante, Mondigo's Frau,

unten, welche vor Begierde, Sie zu sehen, brennt und entzückt sein wird, von Ihnen die Worte zu hören: „Meine Tante!“ Also geschwind, liebes Bäschen.“

„Wenn meine Verwandten es befehlen, so muß ich gehorchen; aber diese Toilette...“

„Steht Ihnen ausgezeichnet gut; zudem sind Sie zum Voraus entschuldigt.“

Während Herr Brouillard oben war, herrschte eine Art Aufregung in der großen Reunion. Die Damen steckten die Köpfe zusammen und rüsteten sich, das kleine Landmädchen, welches man ihnen unverschämter Weise als eine Schönheit angekündigt hatte, zu kritisiren und lächerlich zu machen; die Männer dagegen sahen einander heiter an und versprachen sich ein großes Vergnügen von dem Anblick des so gepriesenen Mädchens. Madame Mondigo schnitt Gesichter, wälzte die Augen umher und hatte gute Lust, vor der Ankunft ihrer Nichte abzuschweben; aber sie fürchtete, es möchte dies auffallen und außerdem schmeichelte sie sich, das kleine Dorfmädchen werde ihr den Preis der Schönheit nicht streitig machen können. Herr St. Godibert ging ab und zu, wußte nicht, was er sagen sollte und ging mit sich zu Rath, wie er die Sache zu nehmen hätte; von Zeit zu Zeit tröstete ihn seine Gemahlin: „Beruhigen Sie sich, mein Herr, sie wird nicht kommen... sie wird sich erinnern, daß ich ihr befohlen habe, auf ihrem Zimmer zu bleiben... sie wird keinen Ungehorsam wagen.“

Indeß geht die Salonthüre wieder auf: alle Blicke fliegen dorthin und Herr Brouillard tritt mit Rosa-Maria an der Hand ein, indem er spricht: „Hier ist meine junge Cousine, die ich die Ehre habe, Ihnen vorzustellen.“

Jetzt muß das junge Mädchen jenes Kreuzfeuer auf sie gerichteter Blicke aushalten, welche ihre Züge, einen nach dem andern, prüfen zu wollen schienen, die sodann die allergenaueste Musterung ihrer Person, ihrer Haltung, ihres Wuchses vornehmen und theilweise sogar durch ihr bescheidenes Busentuch hindurchbringen möchten.

Aber die Schüchternheit und Gemüthsbewegung, welche Rosa-Maria in diesem Augenblick empfindet, haben ihre Wangen mit einem lebhaften Incarnat bedeckt, und wie sie in diesen glänzenden Salon tritt mit ihrem einfachen Anzug und dem kleinen Häubchen auf dem Obertheil des Kopfes, ist ihr Antlitz so hübsch, ihr Auge so sanft, ihr Geberden so bescheiden, kurz ihre ganze Person so jungfräulich, daß die Musterung ganz zu ihrem Vortheil ausfällt.

Den Männern entfährt ein Beifallsgemurmel; selbst die Frauenzimmer sind entwaffnet und zum Geständniß genöthigt, daß das junge Mädchen reizend sei; die beiden Tanten allein sind anderer Ansicht.

„Entzückend... eine kleine Perle... ein Engel!“ ruft Herr Candrillon aus. „Blitz und Hagel! der Better Brouillard hat nicht blau gefärbt... er hat gewaltig Recht gethan, daß er die junge Nichte holte.“

„Das übertrifft, was Du mir versprachst,“ sagte Derneſty zu Friedrich.

Dieſer will zu ſeiner Baſe hinein, aber bereits hat Herr Brouillard Roſa-Maria der Frau Mondigo zugeführt und ſie dem jungen Mädchen mit den Worten vorgeſtellt: „Kleine Couſine, ſehen Sie hier Ihre andere Tante, welche entzückt iſt, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Roſa = Maria verneigt ſich tief vor Clementine, welche ſich beeilt, ihr den Rücken zu wenden.

Plötzlich aber ſtürzt Herr Roquet, welcher Roſa-Maria mit Blicken anſieht, als befinne er ſich auf Etwas, zu ihr hin, ſchlägt ſich vor die Stirne und ſchreit: „Ah, jezt hab' ich's!... ah, ich hab's!... Ah, Fräulein, wie entzückt bin ich!... O gewiß, ich hab's!“

„Aber wir Andern haben's gar nicht,“ ſagte das lachluſtige Fränzchen, Herrn Roquet anſehend. „Könnten Sie uns nicht ein wenig darauf führen, mein Herr, wenn Sie uns den Grund Ihrer Ausrufungen mittheilen?“

„Sehen Sie, ſchöne Dame, ſehen Sie: als ich das Fräulein anſchaute, bewunderte, ſo ſchien es mir ſogleich, ich habe nicht das erſte Mal ſie zu ſehen das Vergnügen, und in der That, nunmehr erinnere ich mich ganz gut, wo ich ſie begegnet habe: es war in dem Wald von Fontainebleau, an dem Tage, wo wir jene reizende Landparthie machten... Sie erinnern ſich, meine Damen, mit Eſeln?“

„Ja, mein Herr, Sie waren dabei, ich erinnere mich deſſen.“

„Also denn! Ich verlor Sie im Walde . . . Sie waren mit verhängtem Zügel auf Ihren Bestien davongerannt. Da ich Sie suchen wollte, verirrte ich mich, fand meinen Weg nicht mehr und es war mir sogar etwas ziemlich Unangenehmes zugestoßen, als ich dem Fräulein begegnete . . . denn nicht wahr, mein Fräulein, Sie sind es?“

Rosa-Maria schlägt die Augen auf und antwortet mit anmuthigem Lächeln: „Ja, mein Herr, ich war es und ich erinnere mich wirklich, Ihnen den Weg gewiesen zu haben.“

„Sie erinnern sich daran? . . . Ah, mein Fräulein, ich fühle mich sehr geschmeichelt . . . ohne den widerwärtigen Zufall, der mich sehr genirte, hätte ich damals gewiß gesucht, Ihnen . . . aber ich war schrecklich in der Klemme.“

„Ei nun,“ ruft Herr Candrillon, auf Roquet zugehend, „was ist denn das für ein Zufall, den Sie uns verschweigen und der Sie so in die Klemme brachte? Ich bin sehr neugierig.“

Herr Roquet beißt sich in die Lippen, erkünstelt eine schalkhafte Miene und antwortet: „Ah, ich kann es Ihnen nicht sagen . . . auf Ehre, ich kann es nicht, es wäre zu schwer, vor diesen Damen zu erzählen . . . fragen Sie lieber das Fräulein.“

„Wie?“ sagte Herr Brouillard, „mein hübsches Bäschen weiß es und Sie können es uns nicht sagen . . . das wird doch sonderbar . . . dann wird das hübsche Bäschen es uns sagen . . . ich wette!“

„Ich weiß nicht, was der Herr meint,“ antwortet das junge Mädchen erstaunt.

Roquet, der sich nahe bei Friedrich befindet, flüstert ihm in's Ohr: „Es handelt sich von meiner Hose, die ganz geschlitzt war... mein Hemd hing heraus!... Aber Ihr Bäschen hatte durchaus Nichts damit zu schaffen.“

Friedrich lacht Roquet in's Gesicht, führt seine Base auf einen Stuhl, setzt sich dann selbst neben sie und sucht durch ein Gespräch ihre Verlegenheit bei diesem ersten Auftreten in der Mitte eines so zahlreichen Cirkels zu vermindern. Da sie die vielen auf sie gerichteten Blicke sieht, sagt die erröthende und verwirrte Rosa halblaut zu Friedrich: „Nicht wahr, ich hatte Unrecht, hieher zu kommen, mein Vetter?“

„Wahrlich, nein! Sie haben im Gegentheil sehr wohl daran gethan; überhaupt will ich Ihnen nur gestehen, daß ich, aus Verzweiflung, Sie niemals im Hause zu treffen, die ganze Geschichte eingefädelt habe.“

„Ach, Vetter, Madame St. Godibert macht mir zornglühende Augen... ich werde ausgescholten werden.“

„Aber sie wird nicht länger im Stande sein, Sie einzusperren, denn jetzt, da man Sie gesehen hat, wird man oft nach Ihnen fragen... Sie sind nicht dazu da, Ihr Leben einsam in einer Stube zu vertrauern; ja, wenn man auf solche Weise fortgefahren hätte, so wäre ich zu Ihrem Vater gegangen und hätte es ihm gesagt. Sicherlich macht man Sie hier

unglücklich und wenn es der Fall ist, so sagen Sie es mir... verbergen Sie mir Nichts, ich bin Ihr Better, ich muß Sie beschützen."

Rosa-Maria wirft einen sanften Blick auf Friedrich und drückt ihm zärtlich die Hand, indem sie sagt: „Danke... o, Sie sind sehr gut gegen mich; nicht wahr, ich darf Ihre Schwester sein?“

Friedrich ist eben zu antworten im Begriff, als Madame Marmodin herbeikommt und ihm halb lachend, halb gereizt sagt: „Sie sollten heute Abend ein Duett mit mir singen; schon lange wartet das Piano auf uns... haben Sie keinen Augenblick mir zu opfern, mein Herr?“

Friedrich steht alsbald auf, nimmt Fränzchens Hand und begibt sich mit ihr an das Piano.

Derneſty beeilt sich, Friedrichs leergelassenen Platz bei Rosa-Maria einzunehmen. Er verschwendet eine ganze Masse banaler Complimente an das junge Mädchen. Aber die schöne Clementine geht neben ihm vorüber, zwickt ihn gewandt, ohne daß man es bemerkt, in den Arm und flüstert ihm in's Ohr: „Werden Sie nicht bald fertig sein? Sie begeben sich sogleich an meine Seite oder ich sehe Sie niemals wieder an.“

Derneſty verläßt Rosa-Maria, indem er ihr einen sehr zärtlichen Blick zuschleudert. Kaum ist er weg, als Julian seinen Platz einzunehmen kommt.

Aber der Sohn des Hauses hat noch keine vier Worte mit seiner schönen Cousine reden können, als

auch schon Herr St. Gobibert da ist und ihm zuherrscht: „Fräulein Soufflat ist allein: gehen Sie, mein Herr, leisten Sie ihr Gesellschaft, das wird geschiedter sein.“

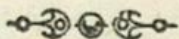
Julian steht mit sichtbar schlechter Laune auf. Herr Candrillon ist im Begriff, sich mit Rosa-Maria zu unterhalten, aber Madame St. Gobibert fordert den Capitalisten zu einer Spielparthie auf; kurz so oft sich Jemand dem jungen Mädchen widmen will, so wirft sich die Herrschaft des Hauses störend dazwischen.

Aber Herr Roquet setzt sich nun seinerseits zu Rosa und wie Madame St. Gobibert ihn zu einer Parthie auffordert, antwortet er lächelnd: „Unendlich verbunden, schöne Dame, aber ich ziehe es vor, Ihrer reizenden Nichte Gesellschaft zu leisten.“

„Nach Belieben, mein Herr,“ sagte die dicke Angelika gekränkt. Doch Herr Roquet bekümmert sich wenig darum; Rosa-Maria's Reize haben ihn gänzlich unterjocht.

Hieronymus' Tochter ergötzt sich keineswegs in der großen Abendgesellschaft ihres Oheims und sie hört nur halb, was ihr der beharrlich in ihrer Nähe bleibende Roquet sagt. Erst nach zwei langen Stunden entschließt sich der galante Mann endlich, einen Gang durch den Salon zu machen. Wie Madame St. Gobibert ihre Nichte allein in einer Ecke sieht, nähert sie sich ihr und sagt mit äußerst trockenem Tone: „Ich hoffe, Mademoiselle, Sie werden jetzt in Ihr Zimmer hinaufgehen.“

Rosa-Maria läßt sich das nicht zwei Mal sagen; leicht ent schlüpft sie aus dem Salon und geht in ihr Stübchen hinauf mit dem Gedanken: „Ich amüfire mich weit besser, wenn ich allein bin, denn da kann ich seiner gedenken.“



Stoffe-Waren ist das nicht viel
leicht erfindet sie und dem Salon
Stübchen hinauf mit dem
mich recht besser wenn ich allein bin denn da kann
ich seiner bedenten.

Der Candillon ist im Begriffe sich mit Mademoiselle
zu unterhalten, aber Madame St. Gobibert fordert
den Capitainen zu einer Spielpartie auf; kurz
so oft sich jemand dem jungen Mademoiselle nähert
will, so ist die Gesellschaft des Tages störend
bevollzogen.

Über Herr Roguet sagt nun seinerseits zu
Stose und die Madame St. Gobibert ihn zu einer
Partie d'escrime anzuweisen. Unendlich
verbunden, solche Dinge, aber nicht so vor. Der
reigende Nichts Schicksal zu haben.

Mademoiselle, mein Herr, sagte die alte
galle geistlich. Das Herr Roguet schmeichelt
wenig darum; Mademoiselle St. Gobiert ist ganz
ihm unterthan.

Die junge Tochter, erregt sich sehr wegen in der
großen Abergelächtheit, das Ehepaar und sie hört nur
sich, was sie der Behörde in ihrer Stube Mademoiselle
Roguet sagt. Erst nach sehr langer Stille, die
stillsitzend die alte geistliche Frau erzählt, einen Weg
durch den Salon zu machen. Die Madame St. Gobiert
dibert ist nicht allein in einer Welt, die sie
sie hat sie und sagt mit aufrichtiger Freude
So, Herr, Mademoiselle, die alte ist in der
Stube hinunter.

